Lübecker Volksbote.

Organ für die Interessen der werkthätigen Bevölkerung.

Telephon Nr. 926.] Mit der illustrirten Sonntagsbeilage „Die Neue Welt“. Telephon Nr 926.]

Der „Lübecker Volksbote“ erscheint täglich Abends (außer an Sonn- und Festtagen) mit dem Datum des folgenden Tages und ist durch die Expedition, Johannisstraße 50, und die Post zu beziehen. Preis vierteljährlich Mk. 1,60. Monatlich 55 Pfg. Postzeitungsliste Nr. 4069 a, 6. Nachtrag.

Die Anzeigengebühr beträgt für die viergespaltene Petitzeile oder deren Raum 15 Pfg., für Versammlungs-, Arbeits- und Wohnungsanzeigen nur 10 Pfg., auswärtige Anzeigen 20 Pfg. Inserate für die nächste Nummer müssen bis 9 Uhr Vormittags in der Expedition abgegeben werden.

Nr. 106. Mittwoch, den 9. Mai 1900. 7. Jahrgang.

Hierzu eine Beilage.

Die Schwarzen.

Der kleine Schatzsekretär Thielmann geht schmunzelnd einher. Und er hat auch alle Ursache dazu. Denn solches Heil wie ihm ist noch keinem Staatsmann widerfahren.

Bismarck beschwerte sich bekanntlich seiner Zeit oft bitter über den Reichstag, der im Geldbewilligen so knapp sei; einmal sagte er sogar, er müsse wie ein Bettler an den Pforten des Reichstages stehen und könne nichts kriegen. In der That hat der Reichstag die Monopolprojekte Bismarcks schlankweg vereitelt. Der große Finanzkünstler Miquel, der das ganze Reich „ergiebiger“ machen wollte, mußte seine ganze „Finanzreform“ rettungslos ins Wasser plumpen sehen.

Aber Herr Thielmann! Hatte er wohl eine Vorahnung von der Freigebigkeit der neuen Freunde der Regierung im Zentrum? Schon vor Wochen that er, als ob er es mit der Beschaffung der Mittel für die neue Flotte recht leicht nehme. Seine damals ausgesprochenen Hoffnungen sind weit übertroffen worden. Die splendiden „Flottenpatrioten“ im Zentrum überreichen ihm ein so umfangreiches Bündel neuer Steuern, daß ihm schon jetzt vor den Ueberschüssen bange wird, und daß er selbst bittet, man möge bestimmen, was mit den Ueberschüssen geschehen solle.

So etwas ist noch nicht dagewesen. Die Nationalliberalen haben auch viele Geldmittel für die Verstärkung der Rüstungen zu Wasser und zu Lande bewilligt, aber eine solche Munifizenz (Freigebigkeit) war ihnen fremd. Jetzt müssen sie freilich mitthun; sie können doch nicht in der Flottenbegeisterung hinter den Ultramontanen zurückbleiben.

Die ultramontane Begeisterung ist noch weniger echt als die liberale. Die erstere kommt schon zu plötzlich, um echt zu sein. Der liberale Flottenmensch verbirgt hinter der Begeisterung seine Profitgier; er hofft auf bessere Geschäfte, auf Verdrängung des englischen Handels. Der ultramontane Flottenmensch nimmt den Profit auch recht gerne mit, denn unter den Anhängern des Zentrums finden sich Kaufleute, Spekulanten und Projektenmacher oder Gründer genug; auch Börsenmänner wandeln im Gefolge dieser frommen Partei.

Aber das Centrum will auch politische Geschäfte machen: es will endlich für seine Dienste belohnt sein. Die Regierung wird diesmal nicht umhin können, mit einigen Zugeständnissen herauszurücken, und sie scheint dem Zentrum bereits Zusicherungen gemacht zu haben, denn sonst wäre der über alles Maß hinausschießende Bewilligungseifer wohl kaum zu erklären.

Die „gräßliche Flotte“ ist nun gesichert, aber was bringt sie uns? Nicht nur neue Kriegsgefahren — denn die Flottenpatrioten werden, sobald erst ein Theil der Schiffe gebaut ist, bei jeder Gelegenheit auf „schneidiges Auftreten“ und Eingreifen drängen — nicht nur große neue Belastungen, denn es ist nicht wahr, daß die neuen Steuern ausschließlich die starken Schultern treffen; die neue Flotte bringt auch für den Augenblick eine wesentliche Stärkung der reaktionären ultramontanen Strömung mit sich. Wohin diese Strömung gerichtet ist, das hat sich bei der Umsturzvorlage und bei der lex Heinze gezeigt. Der Ultramontanismus hat die demokratische Toga, die er während des Kulturkampfes trug, vollkommen abgeworfen; er fühlt die Religion und damit das ganze kirchliche Gebäude in den Grundfesten erschüttert durch die ganze moderne Entwickelung, und glaubt dem Gang der Dinge Halt gebieten zu können, indem er die Geister fesselt. Er ist mittelalterlich genug veranlagt, um zu glauben, daß man dies mit den gewöhnlichen polizeilichen und strafrechtlichen Mitteln erreichen könne. Dem Liberalismus hat er dies oft bestritten. Er glaubt klüger zu sein, indem er die Ausnahmegesetze formell verwirft und auf dem Boden des „gemeinen Rechts“ stehen bleibt. Aber es bleibt dies doch immer der gleiche Kampf gegen die freie Entwickelung in Wissenschaft und Kunst und die Polizeigewalt wird sich auch unter dem Patronat des heiligen Vaters in Rom wirkungslos erweisen gegenüber dem allgewaltigen, aus den allgemeinen Verhältnissen mit Naturnothwendigkeit hervorwachsenden geistigen Fortschritt.

Die ultramontanen Staatsmännchen können es kaum erwarten, bis sie von ihrer parlamentarischen Macht Gebrauch machen und der Regierung die ersehnten Zugeständnisse abdrängen können. Daher die förmliche Ueberstürzung bei der Bewilligung der Flotte und der Mittel. Die vorläufige Streichung der Auslandschiffe kann Niemand täuschen. Es ist das nur eine Verschiebung und man kennt derartige Kunststückchen nunmehr hinreichend.

Wie weit die Herren in ihren Ansprüchen gehen wollen, das entzieht sich unserem Urtheil. Aber wenn auch die Bäume des Herrn Schatzsekretärs so hoch in die Wolken wachsen — die Bäume des Zentrums werden so hoch nicht kommen. Die Träume jener frommen Pfäfflein, die das ganze Leben „christlich gestalten“, d. h. alles politische und soziale Leben wieder wie im schönen Mittelalter den Einflüssen der Kirche unterordnen möchten, werden sich nicht verwirklichen. Das ist unmöglich im Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität. Die mechanischen Kräfte haben alle die alten Zwangsorganisationen gesprengt und zertrümmert; wie sollte ihnen eine kirchliche Organisation auf die Dauer widerstehen können?

Das Zentrum wird seine Einflüsse auf Regierung und Verwaltung zunächst wesentlich verstärken; es wird die freiheitliche Entwickelung der Schule nach Kräften hemmen und es wird mit den Jesuiten eine rührige und umfassende Propaganda entfalten. Aber meinen denn die Glaubenshelden des Zentrums wirklich, ihr schwarzes Banner über ganz Deutschland wehen lassen zu können? Die Spuren des Liberalismus sollten sie schrecken!

Der Liberalismus stand seiner Zeit nicht nur an der Stelle, wo jetzt das Zentrum steht, seine Position war um Vieles günstiger. Er hatte das neue Reich mit begründen helfen und hatte einige seiner Forderungen in den Institutionen desselben verwirklicht.

Dazu kam, daß der Protestantismus dem Liberalismus fast überall entgegen kam, wenn auch dem orthodoxen protestantischen Muckerthum aller Liberalismus ein Greuel blieb. Deutschland ist überwiegend protestantisch, und als daher der Liberalismus seinen Kampf gegen den Ultramontanismus begann, hatte er jedenfalls mehr Aussichten, als heute der Ultramontanismus im Kampfe gegen den Protestantismus hat. Wenn es Leute giebt, die glauben, man könne ganz Deutschland katholisch machen, so verstehen sie eben ihre Zeit nicht.

Wir stehen den konfessionellen Kämpfen ferne und sähen sie am liebsten beseitigt. Wir haben auch gegen den Kulturkampf seiner Zeit Protest erhoben. Und was ist aus dem kulturkämpferischen Liberalismus geworden? Er zählt nicht mehr mit.

Schon mehren sich im eigenen Lager der Ultramontanen die Stimmen, die die Zentrumspolitik auf das Schärfste verurtheilen. Sie werden noch lauter und vernehmlicher sich hören lassen, wenn die Wirkungen der Zentrumspolitik erst völlig zum Vorschein kommen.

Die um jeden Preis nach Macht strebenden Zentrumsführer werden ihre Partei auf dieselbe schiefe Ebene locken, die der Liberalismus hinabgerutscht ist. Sie rechnen nur mit der Regierung, aber nicht mit dem deutschen Volke.

Die Regierung wird sich hüten müssen, dem Zentrum allzu sehr entgegenzukommen, wenn sie es nicht mit allen anderen bürgerlichen Parteien vollkommen verderben will. Es kommt also darauf an, wer klüger ist, Regierung oder Zentrum. Die Führer des Zentrums überschätzen sich offenbar; die Ungeduld hat sie dazu verleitet.

Wir treten in eine neue Episode der inneren Politik ein. Sie wird nur beweisen, daß unsere Zustände schon viel zu zerfahren sind, als daß eine der bürgerlichen Parteien eine feste und ausschließliche Herrschaft auf sie begründen könnte. Der Ultramontanismus geht in der allgemeinen Zersetzung den Weg, den der Liberalismus gegangen ist.

Die Bewegung des klassenbewußten Proletariats wird von diesen Wandlungen nicht beeinflußt. Sie wird dem reaktionären Ultramontanismus ebenso unbeugsamen Widerstand leisten, wie einst dem heuchlerischen Liberalismus.

Ueber beide hinweg geht es dem Sozialismus zu.

Deutscher Reichstag.

(Originalbericht des „Lübecker Volksbote.“)

Berlin, den 7. Mai 1900.

Im Reichstage stand heute zunächst die zweite Lesung der Dampfer-Subventions-Vorlage auf der Tagesordnung. Die Kommission hat dem Regierungsentwurf eine Resolution angehängt, wonach der Reichskanzler befugt sein soll, die Einführung landwirthschaftlicher Produkte durch die subventionirten Dampfer zu — verbieten. Der Abg. Dr. Oertel wollte es sich und seinen Freunden gar als eine besondere Ruhmesthat angerechnet wissen, daß sie in ihrer angeborenen „Bescheidenheit“ nicht noch mehr verlangt haben! Unsere Genossen Klees und Bebel geißelten kräftig diese Art Kolonialpolitik, welche Kolonien erwerben, aber die Einfuhr aus ihnen verhindern will. Als Klees auf die Vorgänge in der Kommission zu sprechen kam, die zu der Resolution geführt haben, machte ihm Präsident Graf Ballestrem zum Vorwurf, daß er vor der Oeffentlichkeit und mit Namensnennung Vorgänge innerhalb der Kommission zur Sprache bringe: dabei ist männiglich bekannt, daß das angebliche „Geheimniß“ der Kommissionssitzungen nur auf dem Papier steht und die Blätter aller Parteirichtungen spaltenlange Berichte über sie bringen. Auch die Redner der bürgerlich-freihändlerischen Linken, Brömel und Dr. Müller-Sagan, tadelten die Resolution, die dagegen der Urgermane Dr. Arendt mit einem schrillen Pfiff des Entzückens begrüßte. Das Ende vom Liede war, daß Vorlage und Resolution mit großer Mehrheit angenommen wurden. In einem Athem zwei Maßregeln beschließen, die sich gegenseitig aufheben, das ist allerneueste Reichspolitik unter dem Zickzackkurs!

Nach Erledigung dieses Gegenstandes wandte sich das Haus der Weiterberathung der Novelle zur Unfallversicherung zu. Zum § 7 b, der bestimmt, daß an Stelle der Rente die Unterbringung in ein Invalidenhaus oder eine andere derartige Anstalt treten kann, lag von unserer Seite ein Abänderungs-Antrag vor, der, namentlich auch im Falle der Unterbringung, dem Verletzten den Bezug einer Minimalrente von mindestens 300 Mark garantiren will. Genosse Fischer-Sachsen begründete in trefflicher Weise den Antrag; die Niederstimmungsmehrheit warf ihn nach alterprobter Praxis unter den Tisch. Ebenfalls abgelehnt wurde ein anderer Antrag, der aber dies Schicksal reichlich verdiente, nämlich das Verlangen der Agrarier, einen § 7 c einzufügen, wonach notorischen Trunkenbolden die Rente in Naturalien geliefert werden soll. Genosse Hoch riß den Herren die humanitäre Maske, die sie sich vorgebunden, vom Gesichte und zeigte, daß es sich hier wieder nur um eine Ausnahmebestimmung gegen die Arbeiter handeln würde. — Bei den §§ 8 und 8 a versuchten eine Anzahl, namentlich nationalliberaler Vertreter, im Unternehmer-Interesse Bestimmungen einzufügen, welche das entsetzliche Unglück verhindern sollen, daß einmal ein Arbeiter etwa dadurch, daß er gleichzeitig eine Unfallrente und eine Pension aus der Knappschaftskasse bezieht, mehr bezieht, als er an Lohn empfangen hat. Molkenbuhr verspottete mit glücklicher Ironie das Treiben dieser edlen Menschenfreunde. Das Haus ließ es bei der Fassung der Kommission, wonach nicht über die Hälfte der Unfallrente von den Knappschaftskassen u. s. w. einbezogen werden darf. — Die folgenden Paragraphen (bis 10 c einschließlich) wurden ohne Debatte oder mindestens ohne längere Debatte nach den Anträgen der Kommission angenommen. Dann wurde die Weiterberathung auf die morgige Sitzung vertagt. Außerdem stehen Rechnungssachen (Palästinareise des Kaisers!) und die konservative Interpellation über die Transitläger zur Berathung.

---

187. Sitzung. Mittags 1 Uhr.

Am Bundesrathstisch: Graf Posadowsky, v. Podbielski.

Auf der Tagesordnung steht zunächst die zweite Berathung des Gesetzes betr. Postdampfschiffverbindungen mit Afrika.

Durch § 1 soll der Reichskanzler ermächtigt werden, nach Ablauf des gegenwärtigen Vertrags die Einrichtung und Unterhaltung einer 14tägigen Postdampfschiffsverbindung mit Ostafrika und einer vierwöchentlichen Postdampfschiffsverbindung mit Südafrika auf eine Dauer bis zu 15 Jahren an einen geeigneten deutschen Unternehmer zu übertragen. Die Subvention soll von 900 000 auf 1 350 000 Mk. erhöht werden.

Die Kommission (Berichterstatter De Witt, Z.) beantragt unveränderte Annahme.

Ferner beantragt die Kommission folgende Resolution:

„Der Herr Reichskanzler möge mit dem betr. Unternehmer eine Vereinbarung dahin treffen, daß der Herr Reichskanzler die Befugniß erhält, landwirthschaftliche Produkte des Auslands, welche mit denen der deutschen Landwirthschaft konkurriren, — mit Aus-

nahme von Taback, Bienenwachs, Häuten, Fellen und Wolle — von der Einfuhr durch die subventionirten Dampfer nach deutschen, belgischen und holländischen Häfen auszuschließen."

Klees (SD.): Wenn man Millionen für die Kolonialpolitik ausgiebt, sollte man zufrieden sein, daß dort der Anbau von landwirthschaftlichen Produkten Platz greift, der eventuell einen nutzbringenden Ueberschuß der Kolonien erbringt und so auch den heimischen Etat für die Kolonien entlastet. Nun verlangen die Konservativen, daß auch noch der Weizen und Gerbstoff von der Beförderung auf subventionirten Dampfern ausgeschlossen werden, und der Regierungsvertreter hat in der Kommission auch schon eine entsprechende Antwort gegeben. Die Konservativen meinten: Wenn die Landwirthe sehen, daß das Kolonialamt den Anbau von Getreide und die Produktion von Gerbstoffen so fördert, werden sie aus Freunden der Kolonialpolitik zu Gegnern werden. Uns grundsätzlichen Gegnern der Kolonialpolitik ist es darum zu thun, dies an die Oeffentlichkeit zu bringen. (Zustimmung bei den Sozialdemokraten.)

Dr. Oertel (K.): Meine Freunde bitten den § 1 unverändert anzunehmen. Was die Resolution anbetrifft, so erwarten wir, daß der Anbau solcher Produkte in den Kolonien möglichst gefördert wird, welche unserer Landwirthschaft nicht Konkurrenz machen. Da in der Resolution ja kein unmittelbares Verbot der Einfuhr irgendwelcher Produkte ausgesprochen ist, so ist ihre Annahme ganz unbedenklich. Ueberflüssig ist sie nicht. Wir sind nur für einen gesunden vernünftigen Verkehr, der der heimischen Arbeit neue Absatzgebiete erschließt. (Bravo! rechts.)

Staatssekretär Graf Posadowsky: Die Bedeutung der Postdampferverbindung liegt vor allem auch auf handelspolitischem Gebiete. Es ist daher klar, daß die Dampfer nicht subventionirt werden, um die Konkurrenz des Auslandes zu unterstützen, sondern um die heimische Produktion und deren Absatz zu fördern. (Bravo! rechts.)

Brömel (Frs. Vg.): Wir werden für den Paragraphen stimmen, bitten aber, die Resolution abzulehnen. Ein Verkehr, der nur neue Absatzgebiete erschließen will, ist ein Unding. Wenn wir für unsere Produkte Absatzgebiete haben wollen, müssen wir auch ausländische Produkte zu uns hereinlassen. (Sehr richtig! links.)

Dr Arendt (Rp.): Die Resolution richtet sich natürlich nur gegen Produkte des Auslandes. Wenn man, wie Herr Brömel, den gegenseitigen Austausch der Produkte will, so muß man auch dafür sorgen, daß das Inland austauschfähig bleibt. Meine Freunde sind der Ansicht, daß die Annahme der Vorlage wie der Resolution dem Vaterlande einen wesentlichen Dienst thun wird, wir werden daher für Vorlage und Resolution stimmen.

Bebel (SD.): Auf der einen Seite will man den Handel und Verkehr nach allen möglichen Richtungen unterstützen und auf der anderen Seite schließt man im Interesse der Agrarier die Einführung einzelner Produkte aus. So ist es auch bei der Flottenvorlage. Allerdings ist ja in die Resolution aufgenommen, daß nur landwirthschaftliche Produkte des Auslandes nicht von den Dampfern aufgenommen werden dürfen. Die Produkte der Kolonien sind nur deshalb nicht getroffen, weil vorläufig nach dem Zustande der Kolonien nicht daran zu denken ist, daß ihre Produkte den Herren Agrariern Konkurrenz machen könnten. Wenn aber die Kolonien sich so entwickeln sollten, daß auch die Produktion derartiger landwirthschaftlicher Produkte in ihnen möglich wäre, dann würde auch die Einfuhr dieser von den Herren Agrariern sofort verboten werden, und dann würden wir es erleben, daß, während wir ungeheure Summen bewilligen, um unsere Kolonien nach Möglichkeit produktionsfähig zu machen, wir, wenn sie ausfuhrfähig geworden sind, den deutschen subventionirten Dampfern verbieten, den Handelsverkehr von dort zu übernehmen. Das ist eine Kolonialpolitik, die allem natürlichen Verlauf widerspricht und die allein schon uns bestimmen könnte, das ganze Gesetz abzulehnen. (Bravo! bei den Soz.)

Dr. Müller-Sagan (FVz.) bittet, die Resolution abzulehnen.

Damit schließt die Diskussion.

§ 1 wird gegen die Stimmen der Sozialdemokraten und freis. Volkspartei angenommen. Ebenso die Resolution, gegen welche auch die freis. Volksp. stimmt.

§ 2 regelt die Fahrgeschwindigkeit für die neu zu erbauenden Schiffe.

Die Kommission beantragt Annahme und eine Resolution, wonach die Fahrgeschwindigkeit im Rahmen des Gesetzes thunlichst erhöht werde.

Das Haus beschließt demgemäß gegen die Stimmen der Sozialdemokraten und der freisinnigen Volkspartei. Der Rest des Gesetzes wird debattelos nach den Beschlüssen der Kommission angenommen. Ebenso Einleitung und Ueberschrift.

Zweiter Punkt der Tagesordnung ist die Fortsetzung der zweiten Berathung des Entwurfs eines Gesetzes betr. die Abänderung des Unfallversicherungsgesetzes. Die Berathung wird fortgesetzt mit § 7b des Gewerbeunfallversicherungsgesetzes. Der Paragraph bestimmt, daß der Vorstand der Berufsgenossenschaften einem Rentenempfänger auf seinen Antrag an Stelle der Rente Aufnahme in ein Invalidenhaus oder in ähnliche von Dritten unterhaltene Anstalten auf Kosten der Berufsgenossenschaften gewähren kann. Der Aufgenommene ist auf ein Vierteljahr und, wenn er die Erklärung nicht einen Monat vor Ablauf dieses Zeitraums zurücknimmt, jedesmal auf ein weiteres Vierteljahr an den Verzicht auf die Rente gebunden.

Die Sozialdemokraten wollen durch ihren Antrag, daß dem Rentenempfänger, der in ein Invalidenhaus geht, der 300 Mark übersteigende Betrag verbleibt und daß er darauf aufmerksam gemacht wird, daß ihm das Recht der Austrittserklärung freisteht.

Fischer-Sachsen (SD.) begründet die Anträge.

Geheimer Rath Caspar bittet beide Anträge abzulehnen.

Darauf werden die sozialdemokratischen Anträge sämmtlich gegen die Stimmen der Antragsteller abgelehnt. § 7b wird nach den Beschlüssen der Kommission angenommen.

Der Abg. Frhr. v. Richthofen-Damsdorf (K.) beantragt nach § 7b einen § 7c einzufügen, nach welchem gewohnheitsmäßigen Trunkenbolden, denen geistige Getränke in öffentlichen Schankstätten nicht verabfolgt werden dürfen, die Rente bis zum vollen Betrage in Naturalleistungen zu gewähren ist.

Frhr. v. Richthofen-Damsdorf (K.): Der Antrag geht von rein humanitären Gesichtspunkten aus. Er will lediglich die Familien vor notorischen Trunkenbolden schützen.

Dr. Oppergelt (Z.): Der Antrag ist überflüssig, denn ist der Trunkenbold entmündigt, so erhält er einen Vormund, der dann die Rente bekommt. Ich bitte Sie deshalb, den Antrag abzulehnen.

Hoch (SD.): Herr v. Richthofen meinte, er hätte seinen Antrag nur aus humanitären Gründen gestellt. Die Herren haben aber bei unsern Verbesserungsanträgen ihre Humanität so oft nicht bewiesen, daß wir gegen ihre angebliche Humanität sehr mißtrauisch sein müssen. Der Antrag Richthofen bedeutet eine schwere Ausnahmebestimmung gegen die Arbeiter. Es ist noch gar nicht nachgewiesen, wo die Zahl der gewohnheitsmäßigen Trinker relativ höher ist, bei den Arbeitern oder z. B. bei den Offizieren. Deshalb sollte man nicht mit einer solchen Ausnahmebestimmung kommen, die eine unerhörte Beschimpfung der ganzen Arbeiterklasse darstellt. Wenn Trinker nicht genügend für den Unterhalt der Familie sorgen, reichen die Gesetze vollkommen aus, um gegen ihn einzuschreiten. Ich bitte also, den Antrag Richthofen abzulehnen. (Bravo! b. d. Soz.)

Fischbeck (FVp.) erklärt sich gleichfalls gegen den Antrag Richthofen.

Dr. Lehr (RL.) bemerkt, seine Freunde würden für den Antrag stimmen.

Nach weiteren Bemerkungen der Abgg. Frhr. v. Richthofen (K.) und Hoch (SD.) schließt die Diskussion. Der Antrag wird gegen die Stimmen der Konservativen und Nationalliberalen abgelehnt.

Die Berathung der §§ 8 und 8a wird verbunden. § 8 bestimmt, daß, falls der Verunglückte von einer Kranken-, Sterbe-, oder anderen Unterstützungskasse eine fortlaufende Unterstützung erhält, der betreffenden Kasse durch fortlaufende Ueberweisung von höchstens der halben Unfallrente Ersatz zu leisten ist.

§ 8a bestimmt nach der Kommissionsfassung:

Der Antrag auf Ueberweisung von Rentenbeträgen ist bei der Berufsgenossenschaft anzumelden; soweit es sich um den Ersatz für eine vorübergehende Unterstützung handelt, ist der Anspruch auf Ersatz spätestens binnen drei Monaten seit Beendigung der Unterstützung geltend zu machen.

Die Abgg. Dr. Lehr (RL.), Frhr. v. Richthofen (K.), Börner (NL.) beantragen einen anderen § 8a, wonach die eingeschriebenen Hilfskassen und andere Unterstützungskassen berechtigt sind, ihre Unterstützungen an Unfallrentner um den Betrag der Unfallrente zu kürzen, sofern gleichzeitig die Beiträge der Betriebsunternehmer und Kassenmitglieder entsprechend herabgemindert werden.

Dr. Lehr (RL.) bittet um Annahme dieses Antrages im Interesse der Knappschaftskassen, die die neuen Lasten nicht tragen können, ohne Herabminderung der Beiträge. Auch könne es nach der Fassung der Vorlage leicht vorkommen, daß ein Unfallrentner, der außerdem noch die Unterstützung einer besonderen Kasse bezieht, eine höhere Summe als Unterstützung erhält, als sein früherer Lohn betragen hat.

Geheimrath von Wödtke bittet es bei der Vorlage zu belassen.

Stötzel (Z.): Der § 8 wirkt versöhnend und ich bitte Sie, den Antrag Lehr abzulehnen. Wenn ein Arbeiter, der jahrelang zu einer Kasse einer Fabrik geleistet hat, sobald er verunglückt, nur genau so viel Rente erhält, wie ein anderer Arbeiter, der in einer Fabrik beschäftigt war, die keine Unterstützungskasse hatte, so kann das nur verbitternd wirken. Die Zahl der Arbeiter, die eine so hohe Rente erhalten, daß sie ihren früheren Lohn übersteigt, kann nur außerordentlich gering sein, denn die Bergarbeiter haben einen so schweren Beruf, daß sie nur in ganz seltenen Fällen so alt werden.

Hilbck (NL.) fürchtet als Konsequenz der Annahme des Paragraphen, daß die Knappschaftskassen ihre Beiträge erhöhen. Die Unfallrentner würden gegenüber den Invalidenrentnern etwas bevorzugt.

Molkenbuhr (SD.): Der betreffende Paragraph des Invalidengesetzes, auf den man hier immer verweist, ist von uns seiner Zeit auf das Heftigste bekämpft worden, weil es nach ihm dazu kommt, daß Gelder, die für die alten invaliden Arbeiter bestimmt sind, schließlich den Unternehmern zu Gute kommen. Auch hier will man wieder die Knappschaftsvereine finanziell günstiger stellen mit Mitteln, die man einmal den invaliden Arbeitern entzogen hat und die man jetzt auch noch den verunglückten Arbeitern entziehen will. Die Renten, die die Knappschaftskassen geben, setzen sich aus Beiträgen der Arbeiter und Unternehmer zusammen. Können nun die Knappschaftskassen die Renten einbehalten, so wird dadurch die Bestimmung, wonach Arbeiter nicht zu den Beiträgen für die Unfallrenten herangezogen werden, mit Hülfe der Gesetzgebung umgangen. Wenn ein Arbeiter, wie Herr Dr. Lehr ausführte, einmal mehr Rente bekommt als er vorher Lohn bezogen hat, dann ist es doch kein großes nationales Unglück. Durch die Herabsetzung der Renten bringen Sie einen großen Theil der Arbeiter in Noth und Elend. Sie scheinen zu glauben, das Darben sei ein nothwendiges Requisit des Rentenbezugs. Ich bitte Sie dringend, den Antrag abzulehnen. (Bravo! b. d. Soz.)

Präsident Graf Ballestrem: Der Abg. Hilbck beantragt, dem § 8 folgende Fassung zu geben: Ist die Unterstützung durch eine Kranken-, Sterbe- und andere Kasse eine fortlaufende, so kann als deren Ersatz die Ueberweisung eines entsprechenden Betrages der Rente bis zu deren vollen Höhe beansprucht werden. Im letzteren Falle sind den Unfallrentnern die zu den Knappschaftskassen u. s. w. gezahlten Beiträge mit Ausnahme der für Krankenkassenversicherung gezahlten Summen zurückzugeben.

Nach weiteren Bemerkungen der Abgg. v. Stumm (RP.) und Hilbck (NL.) werden die Anträge Lehr und Hilbck abgelehnt und die §§ 8 und 8a unverändert in der Kommissionsfassung angenommen.

§§ 9 und 10 bis 10c werden in der Kommissionsfassung unverändert angenommen.

Hierauf vertagt sich das Haus.

Nächste Sitzung Dienstag 1 Uhr. Rechnungssachen; Interpellation des Abg. Grafen Schwerin-Löwitz betreffend die genutzten Transitlager und Mühlenkonten. Fortsetzung der Berathung des Gewerbeunfallversicherungsgesetzes.

Schluß 6 Uhr.

Politische Rundschau.

Deutschland.

Das Zentrum und das Fleischbeschaugesetz. Das Zentrum wird jetzt mittheilsam; nicht nur über die Flotte, sondern auch über das Fleischbeschaugesetz. Eine Zentrumskorrespondenz stimmt dem Kompromiß mit folgenden Ausführungen zu:

„Das Kompromiß über das Fleischbeschaugesetz bedeutet unter allen Umständen für die Landwirthschaft einen ansehnlichen Fortschritt gegenüber dem bestehenden Zustande. Ein Einfuhrverbot für Fleisch giebt es gegenwärtig nicht. Kommt das Gesetz nach dem Kompromiß zu Stande, so ist die Einfuhr von Fleisch in luftdicht verschlossenen Büchsen oder ähnlichen Gefäßen, von Würsten und sonstigen Gemengen aus zerkleinertem Fleische in das Zollinland verboten. Die Einfuhr von Pökelfleisch wird zwar nicht verboten, aber so erschwert, daß praktisch an einem Verbote nicht mehr viel fehlt.

. . . Wenn das Gesetz nicht zu Stande kommt, so gehen alle diese Vortheile für die Landwirthschaft verloren. Es kommt aber nicht zu Stande außer in der Gestalt des Kompromisses; darüber ist jeder Zweifel ausgeschlossen. Niemand, auch der Bund der Landwirthe nicht, kann den Bundesrath oder, wenn man will, den Kaiser zwingen, die Reichstagsbeschlüsse zweiter Lesung anzunehmen. Wie man sich bei so klarer Sachlage auf den Standpunkt stellen kann: Alles oder nichts, ist uns nicht recht verständlich. Es bedeutet das doch nur: Wir ziehen das Nichts dem greifbaren Etwas vor, das das Kompromiß uns bietet. Wir möchten glauben, daß sowohl die Flottenvorlage wie das Fleischbeschaugesetz schließlich zu Stande kommen wird. Da das „kein Pökelfleisch" nicht durchzusetzen ist, muß man sich mit dem „möglichst wenig Pökelfleisch" begnügen."

Dieser Ansicht scheint man sich jetzt auch in agrarischen Kreisen zuzuneigen. Wenigstens bemerkt die bisher stramm agrarische „Pomm. Reichspost":

Es scheint uns, daß sich mit dem Kompromiß in der That eine Besserung des gegenwärtigen Zustandes erreichen läßt, und so stehen wir nicht an, wenn auch schweren Herzens, unsere Zustimmung dazu zu erklären.

Die Rheinfahrt der Torpedoboote erfüllt flottenfreudige Gemüther mit einem Ueberschwang an Begeisterung. Das schönste leistet sich dabei das Organ Stummes, die Berliner „Post". Sie verbricht in Verzückung folgenden abgrundtiefen Satz:

„Die Loreley aber wird sich, wenn sie die eigenartige, auf dem Rhein noch nie gesehene Flotte erblickt, die Augen ausreiben und mit größerem Recht als sonst, singen: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten."

Sollte die Loreley sich trotz ihres respektablen Alters noch immer die Unwissenheit ihrer Jugend bewahrt haben, dann frägt sie vielleicht bei gewissen Centrumskreisen in Köln an. Die wissen, was es bedeuten soll. — Uebrigens erzählt man sich am Rhein, die Loreley habe, als sie von der Fahrt der Torpedos erfuhr, schnell ihren goldenen Kamm versteckt. Warum? Sie fürchtete, sie müsse auch den für die Flotte opfern.

Flottenfeuerwerk. Aus Köln verbreitet der offiziöse Telegraph vom Sonntag folgenden poesievollen Bericht:

„Gestern Abend nach Eintritt der Dunkelheit führte die Torpedoflotille Signal- und Beleuchtungsmanöver aus. Während des interessanten Schauspiels hielten dichtgedrängte Menschenmassen die Brücken und beide Ufer des Rheins besetzt und folgten mit Spannung den fesselnden Vorgängen auf dem Strome, über dessen Spiegel sich Lichtfluth um Lichtfluth ergoß. Leuchtende Farbeneffekte erfüllten die Luft und sausend stiegen die Raketen bis hoch über die Spitzen der Thürme des Domes empor, der zeitweilig von einem Strahlenmeer umfluthet schien."

Da haben die Kölnischen Steuerzahler wenigstens ein Vergnügen von der Flotte gehabt, das die anderen deutschen Steuerzahler mitbezahlt haben.

Kleine politische Nachrichten. Für die Reichstagsersatzwahl in Einbeck-Northeim an Stelle des bündlerischen Abg. Harriehausen, dessen Mandat bekanntlich für ungiltig erklärt worden ist, haben die Nationalliberalen den früheren Abg. Jorns wieder aufgestellt. — Der Zentrumsführer Dr. Lieber hat sich nach einer Meldung des „Nass. Boten" wieder so weit erholt, daß er in den nächsten Tagen zur Theilnahme an den parlamentarischen Arbeiten nach Berlin reisen wird. Müller-Fulda, der Steuererfinder, kann nun getrost die weitere Leitung des Umfalles in die Hände seines Meisters, des „blamirten Europäers" legen, welcher der Regierung mit gewohnter Kompromißgeschicklichkeit die Flotte besorgen wird. — Die Frauenpetition zur lex Heinze um Aufhebung des § 361, 6 ist, mit mehr als 10 000 Unterschriften bedeckt, dem Reichstage zugegangen. Ursprünglich in sehr großer Hast vertrieben, um noch rechtzeitig bei der dritten Berathung des betreffenden Gesetzes zu erscheinen, war ihr durch die Vertagung Gelegenheit zu einem Nachtrag gegönnt. Wie ungünstig die mehrfache Verschiebung des Termins eingewirkt hat, zeigt sich auch darin, daß noch jetzt nach Schluß der Sammlung zahlreiche Petitionsbogen einlaufen, deren Unterschriften sich auf Hunderte belaufen. — Eine merkwürdige „Enthüllung" machte dieser Tage die „Weserzeitung". Danach sollen s. Z. vom Staatssekretär Tirpitz im Auftrage des Kaisers Verhandlungen wegen der Flottenvorlage mit der Freisinnigen Volkspartei eröffnet sein, die nicht zum Ziele geführt hätten. Der Kaiser habe dann gesagt: „Nun, Tirpitz, dann machen Sie's mit den Agrariern!" Das Geschichtchen ist zwar sehr interessant, aber nach der „Freis. Ztg." angeblich aus der Luft gegriffen. — Die Bauernrevolte in Bulgarien dauert noch an. Das Militär hatte bereits zahlreiche Verwundete, darunter mehrere Offiziere. Der Belagerungszustand wurde auf weitere 5 Bezirke ausgedehnt. — Im Zusammenhange mit der Flucht Ismail Kemul Bay's wurden in Konstantinopel weitere fünfzig Verhaftungen von Offizieren und Beamten vorgenommen. Die Abreise des Obersten Ruedgisch, welcher in Tripolis eine Organisation der Militärreformen vornehmen sollte, ist einstweilen verschoben worden. — Auf den Präsidenten von Ecuador, Alfaro, wurde am Sonnabend ein Mordanschlag ausgeführt. Der Präsident wurde nicht verletzt. Der Thäter wurde verhaftet.

Frankreich.

Gemeindewahlen. Sonntag fanden in ganz Frankreich die Gemeindewahlen statt. In 36 170 Gemeinden, von denen 18 054 unter 500 Einwohner zählen, sollten 430 120 Munizipalräthe gewählt werden. Die kleinsten Gemeinden haben gleich viele Vertreter zu ernennen wie die, welche bis 60 000 Einwohner zählen, nämlich zehn. Ueber eine Einwohnerschaft von 60 000 Seelen hinaus sind es je 36 Munizipalräthe. Paris wählt deren 80, welche zugleich Generalräthe des Seinedepartements sind; doch wird die Departemental-Versammlung noch durch Vertreter von Saint-Denis und Sceaux verstärkt. Acht Tage nach den Stichwahlen, die am 13. Mai stattfinden, also am 20. Mai, werden die Gemeinderäthe die Maires und deren Adjunkten aus ihrer Mitte zu wählen haben. Mit Ausnahme von Paris, wo jedes der 20 Arrondissements seinen Maire hat und der Seinepräfekt zum großen Aerger der Autonomisten die Stelle des Oberbürgermeisters versieht, haben alle Gemeinwesen, die größten wie die kleinsten, nur einen Maire. Dagegen wechselt die Zahl der Adjunkten je nach der Einwohnerzahl. Der Maire von Lyon hat deren 17; sonst beträgt das Maximum 12. — Wie die bisher vorliegenden Nachrichten beweisen, sind die Wahlen Sonntag bei reger Betheiligung allgemein ruhig verlaufen. In Nizza erhielt der ausscheidende Bürgermeister Blanchi bei einem politischen Wortwechsel drei Messerstiche. Sein Zustand ist ernst. In Algier wurden Rechtsanwalt Tedeschi und General Varloud, beide Kandidaten der vereinigten Republikaner, auf einem Spaziergang von einer Rotte Antisemiten verfolgt und beschimpft. Tedeschi erhielt einen Hieb über den Kopf. Der ausscheidende Rath Lionne ohrfeigte einen Juden auf öffentlichem Platz. Mehrere Schlägereien fanden statt. Der Präfekt hat in Folge dieser Vorfälle dem Bürgermeister die Handhabung der Polizeigewalt entzogen und sie selbst übernommen. In Toulon kam es zu Zusammenstößen, bei welchen mehrere Personen Verletzungen erlitten. Auch in Romans (Departement Drome) ist es zu Ruhestörungen gekommen. Die Wahlprotokolle wurden zerrissen, die Polizei schritt ein.

Ueber das Ergebniß der Wahl meldet die halbamtliche „Agence Havas", daß es durchaus zu Gunsten der Republikaner ausgefallen sei und eine Niederlage der Nationalisten bedeute. Die Republikaner verloren nirgends Sitze und gewannen an vielen Orten neue. Mehrere oppositionelle Deputirte, wie de Ramel, Graf d'Aulan und andere unterlagen. Die Wählerschaft ist also, wie die „Agence Havas" ihrer Meldung hinzugefügt, in ganz Frankreich durchaus republikanisch gesinnt.

In Paris selbst wurden 7 gemäßigte Republikaner, 10 Radikale, 13 Sozialisten, 9 Monarchisten und 11 Nationalisten gewählt. Es finden 30 Stichwahlen statt, für welche ein erfolgreiches Zusammengehen aller Republikaner und Sozialisten gegen die Monarchisten und und Nationalisten gesichert ist. Die Reaktionäre dürften also eine geringe Minderheit im Rathhause bleiben, aus welchem sie die Republikaner vertreiben wollten.

Belgien.

Die Neuwahlen zum Parlament werden am letzten Sonntag des Mai zum ersten Male nach dem neuen Wahlsystem vollzogen werden. Nach demselben giebt es in Belgien für die Wahlen der Kammer 901 944 Wähler mit 1 Stimme, 313 718 Wähler mit 2 Stimmen und 237 101 Wähler mit 3 Stimmen, also 1 452 232 Wähler mit 2 239 621 Stimmen. Für die Wahl der Senatoren giebt es 691 339 Wähler mit 1 Stimme, 306 329 Wähler mit 2 Stimmen und 239 052 Wähler mit 3 Stimmen — also 1 227 720 Wähler mit 1 994 153 Stimmen. Die Stimmenabgabe ist geheim. Die Wahlbewegung ist schon flott im Gange. Wie sehr die Klerikalen fürchten, bei den Wahlen die Mehrheit zu verlieren, zeigt ihre Nachgiebigkeit gegen das ihnen trotz seines klerikalen Charakters nicht genehme Ministerium. Der Sturz des Ministeriums grade vor den Wahlen könnte dem Klerikalismus schlecht bekommen.

Die Kammer nahm am 5. Mai das famose, zum Wahlköder bestimmte Arbeiterpensionsgesetz an, nachdem die Sozialisten erklärt hatten, daß sie sich der Abstimmung enthalten würden, und ihre Vorbehalte für die Einbringung eines umfassenden Arbeiterpensionsgesetzes formulirt hatten.

Sipido, der Attentäter, wurde von der Brüsseler Anklagekammer wegen Mordversuchs vor die Geschworenen verwiesen. Meert, Penchot und Meire sollen sich mitschuldig gemacht haben und werden daher auch vor den Assisen erscheinen.

England.

Die Kosten des Burenkrieges. Der britische Heereshaushalt für das am 1. April begonnene Rechnungsjahr 1900/1901 ist deshalb besonders interessant, weil in ihm die gewaltigen Kosten des Burenkrieges theilweise zum Ausdruck kommen. Nach der halbamtlichen „Army and Naval Gazette" (Heer- und Marineblatt) verlangt die englische Regierung den Betrag von 61 499 400 Pfund Sterling (1 229 988 000 Mk.) Diese Zahl soll einen Stand von 430 000 Mann, d. i. 245 147 Mann mehr als im Vorjahre, zu erhalten ermöglichen. Indien ist dabei außer Betracht gelassen. Von jenen 430 000 Mann gehören 212 449 zum stehenden Heere; der Rest entfällt auf die vorübergehenden Bedürfnisse des südafrikanischen Krieges und der Landesvertheidigung daheim, während der Abwesenheit der Mehrzahl der regulären Truppen. Hierbei ist eine Kriegsdauer bis zum 30. September d. Js. einschließlich zu Grunde gelegt; wird der Krieg früher beendet, so treten natürlich entsprechende „Ersparnisse" ein. Andererseits bleibt zu bemerken, daß die Kosten für die Zurückbeförderung der Truppen nach Friedensschluß sowie die „Vergütungsgelder", die den mobil gewesenen Offizieren und Mannschaften nach Beendigung eines Krieges in ziemlich beträchtlicher Höhe gezahlt zu werden pflegen, nicht mitgerechnet sind.

Im Einzelnen vertheilen sich die 1 229 988 000 Mk. wie folgt:

	Mark
Normaler Heereshaushalt	435 554 000
Dauernde Heeresvermehrung	38 500 000
Vorübergehende Maßnahmen für die Landesvertheidigung	124 560 000
Kriegskosten	**631 374 000**

Wenn der veranschlagte Zeitpunkt für die Beendigung sich als richtig erweist, lassen sich die Kosten des Burenkrieges (ohne Rücktransport und Vergütungsgelder) anschlagsweise berechnen. Nehmen wir die Ausgaben für die vorübergehenden Maßnahmen zu Zwecken der Landesvertheidigung, die ja nur durch den Krieg veranlaßt sind, so ergeben sich für 1900/1901 im Ganzen 755 934 000 Mark, für 1899/1900 in zwei Sonderbewilligungen (200 Millionen Mark beim Ausbruch des Krieges und 260 Millionen Mark im Februar 1900) zusammen 460 Millionen Mark. Das heißt die Kosten des Burenkrieges beziffern sich im Ganzen auf

1 215 934 000 Mark,

auf etwa $1^1/_4$ Milliarden. Ein theures Vergnügen!

Spanien.

Spanisches. Die Mißwirthschaft in Spanien wird in einem zur Steuerverweigerung auffordernden Aufruf der „Union National" durch folgende Angaben hell beleuchtet: Der Aufruf beginnt mit der Erklärung, daß nun 20 Monate seit dem Fall Spaniens verflossen seien und daß die Regierung sich noch immer nicht anschicke, etwas zur Wiederaufrichtung des Landes zu thun. Daher sei es Sache der Regierten, daran zu denken. Ein Etat, worin 731 Millionen für öffentliche Schuld, Pensionen, Heer, Marine, Kirche und Civilliste, dagegen nur $16^1/_2$ Millionen für Wegebau, $3^1/_2$ Millionen für Kanäle und $1^3/_4$ Millionen für Unterricht ausgeworfen würden, bedeute den moralischen Tod der Nation. — Der spanische Minister des Innern ist am Freitag im Teatro del Liceo in Barcelona heftig angeblasen worden. Er wurde mit Beifallsrufen begrüßt, in welche sich Zwischenrufe und Pfeifen mischten. Auf Veranlassung des Generalkapitäns wurde Gendarmerie herbeigerufen, welche die Ordnung wiederherstellte. Mehrere Personen wurden verhaftet. — Ausschreitungen spanischer Offiziere werden aus Valencia gemeldet: In Folge eines von dem „Progreso de Jativa" veröffentlichten Gedichtes begaben sich 70 Offiziere aus Valencia nach der nahegelegenen Stadt Jativa, um Genugthuung zu verlangen. Da sie den Verfasser des Gedichtes nicht antrafen, richteten sie in der Druckerei des Blattes Verheerungen an. Der Generalkapitän hat die Untersuchung über den Vorfall eröffnet.

Rußland.

Ueber eine gewaltige Arbeiterdemonstration in Warschau erhält die „Petite Rep." in Paris einen längeren Bericht. Die Warschauer Arbeiter begingen die Maifeier schon am Sonntag, 29. April, indem sich in der Ujazdow-Allee 25 000 Demonstranten ansammelten. Indessen hatten auch die russischen Behörden ihre Vorbereitungen getroffen; die gesammte Garnison von Warschau stand unter den Waffen und die Ujazdow-Allee war von starken Kosakenabtheilungen besetzt, während in den benachbarten Straßen Garde-Infanterie stand. Die Menge durchbrach indessen die Reihen der Kosaken und es bildete sich schnell ein etwa 15 000 Mann starker Zug, der sich unter dem Gesang der „Rothen Fahne" nach der Krakauer Vorstadt zu bewegte. Nun griff das lithauische Garde-Regiment an und suchte durch Kolbenschläge die Demonstranten auseinander zu treiben; auch die Kosaken sprengten in die Menge, Frauen und Kinder unter den Hufen ihrer Pferde zertretend. Noch einmal bildete sich der Zug, wurde aber wieder zersprengt. Es gab viele Verwundete, deren Zahl festzustellen indessen nicht möglich ist. Siebenhundert Personen wurden verhaftet, da es den Soldaten gelungen war, eine Abtheilung Arbeiter zu umzingeln.

Afrika.

Vom Aufstand der Aschanti. Die letzte englische Nachricht bestätigt nunmehr im vollen Umfang die Gefährlichkeit der Lage, in der die Engländer in Kumassi sich befinden. Eine vom Sonntag, den 6. Mai, datirte Londoner Depesche lautet:

Von dem Gouverneur der Goldküste sind vom 27. und 30. April und vom 6. Mai datirte Telegramme aus Kumassi hier eingegangen, aus denen hervorgeht, daß die Lage sehr ernst ist. Die Zahl der die Stadt einschließenden Aschantis wird auf 10 000 geschätzt. Die Haussatruppen, welche ihr Lager vor der Stadt hatten, waren gezwungen, dieses aufzugeben, und sich um das Fort zu sammeln, dessen Besatzung 358 Mann beträgt, darunter 18 Europäer. Die Aufständischen unternahmen zwei heftige Angriffe, der Kampf dauerte jedesmal 3 bis 4 Stunden. Die mit den Engländern verbündeten Eingeborenen leisteten ausgezeichneten Beistand. Von den englischen Truppen wurden 2 englische Offiziere verwundet, 4 Haussas getödtet und 10 verwundet, auch die eingeborenen Hilfstruppen hatten einige Verluste. Die eingeborne Gensdarmerie aus Lagos traf am 29. April abends nach zweitägigen blutigen Kämpfen in Kumassi ein. In diesen Kämpfen wurden 5 Offiziere verwundet, 3 Mann getödtet und 156 verwundet. Diese Verluste erfolgten meistens bei der Eroberung einer starken Stellung südlich von Kumassi, welche von 8000 Aufständischen vertheidigt war. Die letzte Depesche besagt, daß die Aufständischen sich in nur ganz kurzer Entfernung von der Stadt konzentriren.

Transvaal.

Vom Kriegsschauplatze. Am Vetfluß ist in den letzten Tagen blutig gekämpft worden, und anscheinend haben die Engländer in Folge ihrer Uebermacht einen Erfolg davongetragen, indem sie den Vet überschritten und in Smaldeel das Lager aufschlugen. Ein Maximgeschütz und 25 Buren als Gefangene fielen ihnen bei der Vorwärtsbewegung in die Hände. Der britische Verlust beträgt nach Lord Roberts Angaben: 15 Verwundete, 1 Todten und 3 Vermißte. Bei Smaldeel soll die Brücke über den Zandfluß zerstört sein. Die letzte Meldung Lord Roberts' aus Smaldeel — datirt 7. Mai — besagt: General Hunter hat, nachdem er den Feind am 4. Mai geschlagen, General Paget in der Nähe von Warrington die Hand gereicht. Der Feind hat sich aus seiner sehr starken Stellung vor Tabanchu zurückgezogen, die darauf General Rundle's Division besetzte.

Auch im Westen hat sich die Lage zu Ungunsten der Buren geändert. Wie Reuter meldet, sind die Buren aus Fourteenstreams verdrängt worden. Die Engländer haben jetzt am Norduser des Vaalflusses ein Lager bezogen.

Nach einer „Times"-Drahtung ist Louis Botha entmuthigt und von Ekel erfüllt über die demoralisirte Haltung der Freistaat-Buren zurückgekehrt.

Nach Mittheilungen aus Lourenzo Marques erhalten die Buren keinerlei Urlaub mehr. Sie werden bestraft, wenn sie von der Front zurückkehren. In den Regierungsbureaus werden Frauen beschäftigt, da die Männer für den Dienst nöthig sind. Alle Regierungsbureaus sind schon nach Lydenburg geschafft.

Die Munitionsfabrik in Johannesburg hat mit einer Anzahl österreichischer, italienischer und griechischer Arbeiter die Arbeit wieder aufgenommen, sie wird jetzt von einer Polizeitruppe bewacht. Die Ausweisungsordre gelangt auch gegen Nichtengländer zur Anwendung, die als regierungsfeindlich bekannt sind.

Einer Depesche aus Pretoria zufolge, bewerkstelligte Delarey glücklich den Rückzug gegen Kroonstad, wo der Generalissimus Botha die ganze verfügbare Streitmacht, etwa 20 000 Mann, konzentrirt. Es heißt, daß Botha die Aufhebung der Belagerung Mafekings anordnete. Die Befestigung Pretorias wird fieberhaft fortgesetzt. 5000 Mann arbeiten Tag und Nacht an der Aufwerfung von Wällen.

Der Volksraad in Pretoria ist an diesem Montag zusammengetreten. Es wird eine hochwichtige Sitzung erwartet.

Die Hoffnung auf baldige Beendigung des Krieges hat Lord Salisbury am Sonntag beim Jahresbankett der Royal Academy in Gegenwart des Königs von Schweden und des Prinzen von Wales ausgedrückt. Der englische Ministerpräsident gab der Erwartung Ausdruck, daß, da der Vormarsch in Südafrika jetzt begonnen habe, Mafeking befreit und der Krieg bald beendet werden würde.

Eine sonderbare Meldung kommt aus Kapstadt: Der Polizeikommissar Honey habe in Spytfontein die Exhumirung von Leichen britischer, in der Schlacht vom 16. November verwundeter Soldaten, die angeblich nachträglich erschossen wurden, veranlaßt. Die Leichen hätten ganz neue, soll wohl heißen „undurchlöcherte" Kleidung gehabt und seien in Särgen beerdigt worden. Darin scheint die englische Polizei eine Bestätigung ihres Verdachtes zu erblicken.

Ein Verlust an Pferdematerial ist für die Engländer besonders empfindlich. Nun ist in diesen Tagen auch noch der Dampfer „Leitria", welcher mit 1000 Pferden und 75 Mann nach Südafrika abgegangen war, an der südafrikanischen Küste gescheitert.

Der Bureugesandtschaft, die sich auf dem Wege nach Amerika befindet, hat die Stadt Boston eine Einladung übersandt. Sie bereitet ihr einen großartigen Empfang.

Lübeck und Nachbargebiete.

Dienstag, den 8. Mai.

Zuzug von Metallarbeitern aller Branchen, Formern, Stemmern, Nietern, Bohrern, Gewindeschneidern und deren Hülfsarbeitern, Fabrikarbeitern, Fabriktischlern, Schiffsmalern, Schiffszimmerern, Schmieden, Kesselschmieden und deren Hülfsarbeitern und sonstigen auf Maschinenbauanstalten und Schiffswerften thätigen Arbeitern ist von der Lübecker Maschinenbau-Gesellschaft und der Schiffswerft von Henry Koch streng fernzuhalten. Lübeck ist thunlichst ganz zu meiden.

Achtung, Braunbierbrauer, Kutscher, Schuhmacher! Zuzug nach Lübeck ist fernzuhalten! Die Bureaux befinden sich: Schuhmacher Lederstraße 3 bei Leeke; Brauer und Kutscher, Böttcherstraße 18, bei Boysen.

Das Gewerkschafts-Kartell hat über alle am Orte befindlichen Braunbierbrauereien den Boycott verhängt.

Arbeiter! Haltet den Zuzug Arbeitswilliger fern!

Die Bureaux der Ausgesperrten befinden sich: Former, Fabrikarbeiter, Holzarbeiter bei Leeke, Schiffszimmerer, Hafenarbeiter, Metallarbeiter im Vereinshause, Schmiede, Werftarbeiter sowie alle nicht benannten kleineren Verbände bei Spahrmann.

Zu der Verurtheilung des Genossen Kasch schreibt die „Eisenb.-Ztg." großspurig:

„Früher verfolgten die Herren des Amtsblattes die Taktik, das sozialdemokratische Blatt so viel schimpfen zu lassen, wie es es für gut hielt, denn sonst hätten sie schon oft Beleidigungsklagen anstrengen müssen. Diese Taktik war auch die unsere und soll es auch in Zukunft bleiben. Sozialdemokratische Angriffe können uns nicht herabsetzen."

Welch kurzes Gedächtniß! Noch im Jahre 1896 hatte der weiland „Chefredakteur" jenes Blattes, ein gar streitbarer und in manchen Dingen sehr geriebener Herr, die edle Absicht, unseren Genossen Friedrich wegen einer Theaterkritik zu verklagen. Er unterließ es freilich; warum, braucht hier nicht erörtert zu werden; der Mann ist vergessen und verschollen. Und im Jahre 1897 erklärte der Lokalredakteur des Blattes und Berichterstatter des „Hbg. Frdbl.", nachdem wir die Thätigkeit, die er in letztgenannter Eigenschaft entfaltet, des öfteren gebrandmarkt hatten, im „Hbg. Frdbl.":

„Ich bedaure bei diesen häufigen niederträchtigen Anzapfungen nur das Eine, daß die Herrschaften ihre Angriffe nie unter Namensnennung ausführen, dann könnte ich die Entscheidung einem Forum unterbreiten, das außerhalb der Presse liegt. Einstweilen muß ein reines Gewissen über Beleidigungen und Verleumdungen hinweghelfen."

Wir dachten „Dem Manne kann geholfen werden", und wiederholten alle „Verleumdungen und Beleidigungen" unter Namensnennung, allein das „andere Forum" kennen wir bis heute nicht. Dagegen ist zu konstatiren, und das thun wir gerne, daß sich seit jener Zeit der a-Correspondent des „Hbg. Frdbl." bemüht hat, objektiv zu berichten. Das hat uns genügt; wir haben keine Veranlassung wieder gehabt noch genommen, uns sonderlich mit ihm zu befassen. Angesichts obiger Renommage müssen wir aber doch sagen: Ja nicht dicke thun! Dazu hat nämlich ein Jemand „keinerlei Veranlassung"!

Bürgerliche „Journalisten". Das „Hamb. Echo" theilt mit, daß der Reporter eines bekannten Blattes, dessen Streikberichte sich durch besondere Gehässigkeit auszeichnen, außer dem Zeilenhonorar, das die Zeitung zahlt, von dem Obermeister einer Innung für jede Notiz 5 Mk. extra erhält.

Der sozialdemokratische Verein hielt gestern Abend eine mäßig besuchte Mitglieder-Versammlung ab. Die Abrechnung von der Märzfeier ergab eine Einnahme von 236,30 Mark, einen Ueberschuß von 191,30 Mark. Genosse Th. Bartels sprach unter Beifall über „Die Naturerkenntniß im Lichte des Darwinismus." Bezüglich der Diskutirklubfrage fanden die Vorschläge des Vorstandes Annahme, welche dahin gehen, durch Kompletirung der Bibliothek, bessere Nutzbarmachung derselben und Schaffung eines Leitfadens für Benutzung der wissenschaftlichen Litteratur den jüngeren Genossen Anleitung zum Selbstunterricht zu geben.

Einen sonderbaren Agitator haben sich die flottenberauschten Nationalsozialen in der Person des Schriftsetzers Kuhlmann ausgesucht, welcher am Sonnabend in Schlutup, am Sonntag in Kücknitz die oft gehörten Redensarten Naumanns vom Stapel ließ. Wir sind selten einem so ungeschickten und — man verzeihe das harte Wort — langweiligen Redner begegnet. Kein einziger eigener Gedanke, kein Satz, den man nicht wörtlich in derselben Form in irgend einer Schrift des Oberhauptes der „neuen" Partei gefunden hätte! Was soll man von einem Politiker eigentlich halten, der sich „sozial" nennt, und dabei mit dem Brustton der Ueberzeugung Sätze herausschleudert, wie: „Der Unternehmer schafft Arbeitsgelegenheit." — „Das Unternehmerthum ist die Henne, die die goldenen Eier legt." Das versuchte er der Schlutuper Versammlung einzureden, und erzielte

natürlich neben den unverfälschten Heiterkeit der links sitzenden Arbeiter ein Bravo der Arbeitgeber von rechts. In Schlutup waren etwa 50 Arbeiter erschienen. Hier dauerte die Versammlung bis nach 12 Uhr und endete mit einem Fiasko der Einberufer, wie es größer kaum gedacht werden kann. Das nachgerade abgeschmackt werdende Bestreben der Naumänner, die Gewerkschaften gegen die Sozialdemokratie auszuspielen, erfuhr durch den Mund des Gen. Kasch eine so gründliche und scharfe Kritik, daß sie dem Herren, der sich sehr viel auf seine Eigenschaft als organisirter Buchdrucker zu gute that, wohl noch recht lange ein Gedächtniß bleiben wird. Gleichzeitig war uns die Gelegenheit gegeben, an einem Orte, wo die Säle uns abgetrieben werden, für die Gewerkschaften eine wirksame Propaganda zu machen. Als sich Herr Kuhlmann anschickte, das Schlußwort zu reden, verließen die Arbeiter ohne Ausnahme demonstrativ den Saal. Das war nicht höflich, aber entschuldbar. Die Zugkraft der nationalsozialen Ideen bewies die in Rückniß abgehaltene Versammlung. Wäre nicht ein Häuflein Sozialdemokraten aus Dummersdorf und Lübeck erschienen, dann wären kaum zwei Skatpartien zusammen gekommen. Hier verstieg sich der Referent zu der verletzenden Behauptung, die sozialdemokratische Partei sei keine ehrliche Freundin der Gewerkschaften, die in der Partei thätigen Frauen nannte er „verrückte Frauensleute, die besser thäten, das Maul zu halten", die Japaner ein halbwildes Volk, gegen die Engländer empfahl er die Anwendung purer Gewalt u. s. w. Er sagte auch, früher habe er sich im sozialdemokratischen Fahrwasser bewegt, jetzt nicht mehr. Genosse Kasch war wohl zu der Erklärung berechtigt, daß es ihn im Interesse seiner Partei freue, daß sie einen Menschen mit so verworrenen Ansichten nicht mehr in ihren Reihen habe. Wie können um alles in der Welt die Nationalsozialen einen Mann auf Agitation schicken, der so für die Sozialdemokratie wirkt? Das ist ja der reine Selbstmord! Wir haben alle Ursache, mit Herrn Kuhlmann zufrieden zu sein. Möge er uns noch recht oft besuchen. Zu Dank sind wir auch noch den Lehrern Herren Stampa-Schlutup und Gundlach-Rückniß verpflichtet, die uns erwünschte Gelegenheit gaben, den Arbeitern zu zeigen, welch schiefe Ansichten selbst seminaristisch gebildete Leute über soziale und nationalökonomische Fragen hegen.

Zuzug von Arbeitern für Hafenarbeit nach Hamburg ist zu meiden. Die Hamburg-Amerika-Linie sucht unter dem Titel „Leichterschiffer" u. s. w. Arbeitswillige.

Ueberkochender Theer hätte heute Vormittag am Vereinshaus-Saalbau beinahe ein Feuer verursacht, doch gelang die Löschung rasch durch die am Bau thätigen Arbeiter.

Fahrlässige Brandstiftung und kein Ende. Das Dienstmädchen des Buchbinders Kerz, welches am 26. März durch Unvorsichtigkeit den Brand im Keller des Geschäftes ihres Herrn verursacht haben soll, wurde zu zwei Wochen Gefängniß verurtheilt.

Wurstschalensuppe giebt es nach Ansicht des Amtsblattes nicht. Ihm scheinen solche alltäglichen Dienstbotendelikatessen noch nicht zu Gesicht gekommen zu sein. Auch Hitzes Kochbüchlein mit seinen wundervollen Suppenrezepten scheint ihm unbekannt zu sein. Daß es Herrschaften giebt, die von den Knochen der Dienstagskarbonade am Mittwoch für die Mädchen eine „kräftige Brühe" zu bereiten wissen, und daß der aufgesparte Kaffeesatz noch lange „wohlschmeckenden Mokka" für die Dienstboten liefert, lehrte uns freilich die persönliche Erfahrung. Die „Damen der höheren Stände" entwickeln theilweise in solchen Dingen eine Erfindungsgabe, um die sie der selige Odysseus beneiden könnte.

pb. **In Haft** gerieth ein von der Staatsanwaltschaft Greifswald wegen Diebstahls steckbrieflich verfolgter Barbier, Untersuchung ist eingeleitet gegen einen Maurer, welcher einen Anzug gestohlen haben soll.

Das Volksfest findet am 15. und 16. Juli statt. — Das vorjährige soll nach dem „G.-A." ein befriedigendes finanzielles Ergebniß gehabt haben. Die Wirthe dürfen auf eine Ermäßigung der Abgabe nicht rechnen.

Schiffsverkehr im Hafen. In der vorigen Woche liefen ein 34 Dampfer, 34 Segler, ausgelaufen sind 38 Dampfer, 43 Segler, davon 6 bezw. 12 leer oder in Ballast.

Reinfeld. Feuersbrünste. In Blumendorf brannte die von polnischen Rübenarbeitern bewohnte Meierei ab, in Willendorf die Schulkathe und drei dem Landmann Schwardt gehörige Wohn- und Stallgebäude.

Selmsdorf. Bedeutende Quetschungen erlitt am Freitag der Knecht des Schulzen, indem er auf dem Felde mit den Füßen unter die Walze gerieth und erst eine Stunde später aus seiner gefährlichen Lage befreit werden konnte.

Itzehoe. Bei der Stadtverordnetenwahl wurde der bürgerliche Kandidat mit 255 gegen 164 Stimmen gewählt, welche auf Genossen Simonsen fielen. Unsere Stimmenzahl ist beträchtlich gewachsen.

Kiel. Schiffsunfall. Das „Hamb. Frdbl." erhält folgendes Telegramm: Der deutsche Postdampfer „Prinz Sigismund" fuhr beim Einlaufen in Korsör gestern Abend dem dänischen Postdampfer „Aegir" in die Seite und zertrümmerte demselben den Radkasten. Das Schiff wurde nur durch schleunige Belastung der gegenüber liegenden Seite vor dem Volllaufen bewahrt. Der Unfall geschah in Folge Versagens der Maschine auf dem deutschen Postdampfer.

Neubrandenburg. Schwerer Unfall. Bei einer Bootfahrt auf dem hiesigen See ertranken in Folge Kenterns des Fahrzeuges fünf Personen, darunter zwei Verheirathete.

Briefkasten.

Eutin. Fr. kommt.

Eternschanz-Viehmarkt.

Hamburg, 7. Mai

Der Schweinehandel verlief gut.

Zugeführt wurden 630 Stück. Preise: Versandschweine, schwere 43—45 Mk., leichte 45—46 Mk., Sauen 36—40 Mk. und Ferkel 43—45 Mk. pr. 100 Pfd.

Für den Inhalt der Inserate übernimmt die Redaktion dem Publikum gegenüber durchaus keine Verantwortung.

Wir ersuchen unsere Leser, diejenigen Geschäfte, welche im Lübecker Volksboten inseriren, zu berücksichtigen und bei event. Einkäufen sich auf unser Blatt zu berufen

Todes-Anzeige.

Gestern Morgen 6 Uhr starb nach langen schweren Leiden mein lieber Mann und meiner Kinder liebevoller Vater

Fritz Bielefeld

im 44. Lebensjahre. Tief betrauert von mir und allen die ihm nahe standen.

B. Bielefeld Wwe.
geb. **Kotz nebst Kindern.**

Die Beerdigung findet Mittwoch Nachmittag 3 Uhr von der Schwart. Chaussee 12a aus statt.

Für die vielen Geschenke und Gratulationen anläßlich unserer Hochzeit sagen herzlichsten Dank
H. Bornholdt und Frau
geb. Markmann.

Allen Verwandten und Bekannten den besten Dank für alle Geschenke und Glückwünsche zu unserer silbernen Hochzeit.
H. Borgwardt u. Frau.

Zu vermiethen eine kleine Wohnung an einzelne Leute und eine **Werkstelle mit Ofen.** Hundestraße 80.

Zu vermiethen eine Wohnung von 3 Zimmern u. Zubeh. Wickedestr 42.

Zu verm. 1 Logis. Engelswisch 33 3.

Zu vermiethen ein freundl. Logis an einen jungen Mann. Sadowstr. 8, 2. Etg.

Zu verkaufen 1 großer eichener Koffer Engelsgrube 33 9.

Zu verkaufen ein Kinderwagen. Zu besehen nach 6 Uhr Abends. Gr. Gerberstraße 4

Gesucht ein kräftiger
Laufjunge
Friedr. Meier, Große Burgstraße 33.

Feine Esskartoffeln Faß 50 und 60 Pfg. empfiehlt **P. Bernhard,** Kl. Gröpelgrube 12.

Kartoffeln in größter Auswahl zu den billigsten Preisen. **Karl Voss,** Alfstraße 18.

Mohr'sche Margarine
Marke Mohra Pfd. 70 Pfg.
sowie andere Marken zu 50, 55, 60, 65 Pf.
2 Pfd.-weise 5 Pfg. billiger.
empfiehlt bestens
Ludw. Hartwig, Oberstraße.

Bürgerlicher Mittagstisch Mittagessen 30 und 40 Pfg., Abendessen 30 Pfg. Frau **Rieck,** Mengstraße 21, part.

Briefbogen u. Briefumschläge
empf. die Buchhandlung von **Friedr. Meyer & Co.**

Als schöne Zimmerzierde
ist den Parteigenossen zu empfehlen:
Brustbild von Ferd. Lassalle.
Natürliche Größe, Oeldruck. Preis 1 Mk.
Brustbild von Karl Marx.
Natürliche Größe, Oeldruck. Preis 1 Mk.
Expedition des Lübecker Volksboten.
Johannisstraße 50.

Achtung! Kleine Preise! Achtung!
Circus Jansly.
Um den vielseitig an mich ergangenen Wünschen entgegenzukommen, habe ich mich entschlossen, für die Zeit meines Hierseins, die Eintrittspreise zu ermäßigen und zwar:
Sperrsitz (num). 1,50 Mk., 1. Platz 1 Mk., 2. Platz 60 Pfg., Gallerie 30 Pfg.
Kinder unter 10 Jahren, sowie Militär: 1. Pl. 50, 2. Pl. 30, Galerie 15 Pfg., und bitte ich um weitere gütige Unterstützung meines Unternehmens.
Heute Donnerstag, Abends 8 Uhr und folgende Tage:
Grosse Extra-Vorstellung
mit vorzüglich zusammengestellten Programm
zu kleinen Preisen.
Die neue Wasser-Pantomime.
Näheres durch Tageszettel.

Visit-Karten
auf ff. Elfenbeinkarton
per 100 Stück von 1 Mk. an
liefert prompt und sauber
Die Druckerei des Lüb. Volksboten.
Johannisstraße 50.

Empfehlungs-Karten
empfiehlt **Friedr. Meyer & Co.**
Johannisstraße 50.

Drucksachen in Buch- u. Steindruck (Lithographie) werden gut und sehr billig angefertigt bei **L. Schmidt, Lübeck, Schüsselbuden 4.** Großes Lager von **Wein- und Liqueur-Etiquetten.**

Strumpf-Fabrik
von **H. Hornbogen,**
unt. Fischstraße 27, linke Seite.
Strümpfe nur eigenes Fabrikat
Strümpfe das Beste für Schweißfüße.
Strümpfe für Radfahrer.
Socken sehr billig.
Fabrikpreise.
Kein Laden.
Fischstraße 27.
Fernspr. 1010.

Hierdurch theile ich meiner werthen Kundschaft mit, daß ich während des Brauerstreiks kein Bier von der Brauerei entnommen habe, sondern nur die Flaschen, welche ich vor dem Streik eingenommen hatte, verkauft habe. Wenn dennoch Leute behaupten, daß des Nachts heimlich Bier bei mir geliefert wird, so ist das eine Unwahrheit, und wenn es nicht unterbleibt, fühle ich mich veranlaßt, Denjenigen wegen Geschäftsschädigung zu belangen. Hiermit zeichne
Hochachtungsvoll
Carl Weber
Ritterstraße 3 a.

Möbelkäufern
empfehle ich mein wirklich großes neu complettirtes Lager dauerhaft gearbeiteter
Möbel jeder Art.
Folkers' Möbel-Magazin
25 Marlesgrube 25.

Spirituosen
in Gebinden, Korbflaschen und Flaschen,
sowie im Kleinverkauf.
Rothwein, Moselwein, Rheinwein
in vorzüglicher Qualität und in den verschiedensten Preislagen empfiehlt
J. Schlichting, Untertrave 113.

Quartettverein Amicitia.
Ausserordentliche
Versammlung
Abends 8½ Uhr
am Sonnabend den 12. Mai
im Lok. des Herrn **Schneider,** Johannisstr.
Tages-Ordnung: Ausflug. Verschiedenes.
Um zahlreiches Erscheinen bittet
Der Vorstand.

Verein für Gesundheitspflege und Naturheilkunde.
Monats-Versammlung
am Donnerstag d. 10. Mai
Abends 8½ Uhr.
im Bürgerverein.
Tages-Ordnung: 1. Mittheilungen des Vorstandes. 2. Bericht des Spielplatz- und Festausschusses. 3. Verschiedenes.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Friedrich. — Verantwortlich für die Rubrik „Lübeck und Nachbargebiete" und die mit A. K. gezeichneten Artikel und Notizen: August Kasch.
Verleger: Theod. Schwartz. — Druck von Friedr. Meyer & Co. — Sämmtliche in Lübeck.

Beilage zum Lübecker Volksboten.

Nr. 106. Mittwoch, den 9. Mai 1900. 7. Jahrgang.

Die Volksverbesserer.

Eine Kriminalgeschichte von Ludwig Thoma.

Man schrieb und sprach in der letzten Zeit Vieles über unseren Richterstand. Die Frage, ob von uneigentlicher Bestechlichkeit bei eigentlicher Unbestechlichkeit überhaupt gesprochen werden könne, wurde von einem hohen Ministerium dahin beantwortet, daß dies jedenfalls nicht geschehen dürfe.

Diese Behandlung des kitzlichen Themas ist ebenso erschöpfend als maßgebend, und ich finde die hierin niedergelegte Ansicht um so erquicklicher, als sie sich vollständig mit der meinigen deckt.

Ich habe stets unsere Richter bewundert, weil sie über alle Dinge mit der gleichen Sachkenntniß urtheilen und nicht selten gerade das finden, an was Niemand dachte. Dabei geht unverkennbar ein großer Zug durch unsere Rechtsprechung; man hat wirklich die Absicht, die niederen Volksschichten zu bessern und zu belehren.

Wenn dies durch Anwendung väterlicher Strenge irgend möglich ist, geschieht es sicherlich gerne, aber es fehlt auch nicht an Versuchen der gütlichen Ueberredung.

Ich habe schon manchen jungen Amtsrichter beobachtet, wie er im Schweiße seines Angesichtes sich abmühte, um einem verstockten Arbeiter klar zu machen, daß die sozialen Verhältnisse durchaus nicht so schlimm seien, wie dieser sie kennen lernte.

Erst gestern bewunderte ich die Geduld und Einsicht der jugendlichen Juristen, als die Sache des Maurers Johann Pletschacher verhandelt wurde.

Der Delinquent war an einem Sonntage vor den Magistrat geladen worden, um seine Invaliditätsversicherungskarte abzuholen.

Er hatte hierin eine unliebsame Störung seiner Sonntagsfreuden erblickt und dies sämmtlichen Beamten mit erhobener Stimme so deutlich zu erkennen gegeben, daß er nunmehr auf der Anklagebank saß.

Man sieht, der Fall entbehrte nicht eines gewissen sozialen Beigeschmackes. Dies mochten wohl auch die Herren am Richtertische fühlen.

Der Amtsanwalt reckte sich straffer im Stuhl zurecht und strich bedeutungsvoll den kleinen Schnurrbart. Das jugendliche Gesicht des Vorsitzenden bekam ein finsteres Aussehen und die Stimme klang mehrere Nuancen schärfer, als er Johann Pletschacher in's Gebet nahm.

Es entwickelte sich das sattsam bekannte Frage- und Antwortspiel.

Im Verlaufe desselben zeigte es sich deutlich, daß die Verfehlung des Münchener Façadenmaurers nicht auf bloße seelische Erregung, sondern auf die ganze Charakterbildung desselben zurückzuführen war.

Er glaubte hartnäckig, daß er im Rechte war; er sprach davon, daß wer die ganze Woche arbeite, am Feiertage seine Ruhe haben möchte; er stellte die Ansicht auf, daß die Beamten wegen die Leut, und nicht die Leut wegen die Beamten da seien; er versuchte nachzuweisen, daß er sich nichts zu gefallen zu gelassen brauche, kurz, er brachte lauter Dinge vor, welche er in das Politische hinüberspielten.

Dabei war er auch in der Form durchaus nicht korrekt. Seine Stimme, welche durch starkes Schmalzlerschnupfen eine unangenehme Klangfarbe angenommen hatte, war roh und verletzend; überdies schien Pletschacher zu glauben, daß seine Gründe besser würden, wenn er sie mehrmals und immer lauter vorbrächte.

Die Debatte wurde ziemlich erregt, und als der Vorsitzende in berechtigter Entrüstung dem Angeklagten vorhielt, daß es ja nur sein Bestes wäre, wenn der Staat für die alten Tage der Arbeiter sorge, da erklärte Pletschacher feierlich, daß er auf die Altersrente pfeife, und daß er sie jedem im Zuschauerraum überlasse, der sie wolle.

Ich fürchtete bereits, daß diese Kühnheit üble Folgen haben werde, allein zu meinem Erstaunen blieb der Vorsitzende ruhig.

Er nickte nur schmerzlich lächelnd mit dem Kopfe, wie jemand, der etwas lange Gefürchtetes bestätigt sieht. Dann warf er einen verständnißinnigen Blick zum Amtsanwalte hinüber, der mit wilder Energie den Schnurrbart drehte.

„Pletschacher", sagte der Vorsitzende mit weicher Stimme, „Pletschacher, gelt, Sie sind Sozialdemokrat?"

„Dös glaab i," erwiderte dieser, „seit's dö Partei hamm, bin i dabei."

„Ach so! Jetzt wird mir vieles klar."

Der junge Amtsrichter sah bei diesen Worten so nett und so intelligent aus, daß ich ihn wirklich lieb gewann.

Er räusperte sich mehrmals, wie jemand, der eine längere Rede vor hat, und dann fragte er gütig: „Pletschacher, sehen Sie nicht ein, wie weise dieses Gesetz ist, welches Ihnen ein glückliches Alter verbürgt?"

„Na! Dös siech i net."

„Ja, aber Pletschacher, passen Sie mal auf, nehmen wir mal an, Sie werden alt, müde, gebrechlich, Sie werden siebzig Jahre alt . . ."

„Dös glaab i net . . ."

„Was glauben Sie nicht?"

„Daß i siewaz'g Johr alt wer, glaab i net."

„Ja, warum? Gehört denn das zu den Unmöglichkeiten?"

„I glaab's halt net . . ."

„So, Sie glauben es einfach nicht? Hm! Gut! Aber Pletschacher, selbst angenommen, Sie würden dieses Alter nicht erreichen, dann werden doch andere, Ihre Mitarbeiter, diese Wohlthat genießen . . ."

„Wos brauch denn i für anderne zahl'n? Dös giebt's gar net!"

„Das ist es eben!" fiel hier der Amtsrichter eifrig ein, „das ist es eben! Sehen Sie, Pletschacher! Da fehlt Ihnen die Einsicht, der Sinn für die Allgemeinheit, für das Ganze, für den Staat."

Pletschacher nahm eine Prise Schmalzler und sah ironisch auf seinen Lehrer, der mit erhobener Stimme fortfuhr: „Der Staat ist eben, ja, wie soll ich mich Ihnen verständlich machen, der Staat ist wie eine Bienenkolonie, wie ein Bienenkorb, in Zellen eingetheilt; jede Biene hat ihre Zelle für sich, ihre Funktionen für sich, aber alle greifen zusammen. Verstehen Sie mich?"

„Na, und glaaben thua i's aa net."

„Was glauben Sie nicht?"

„Daß der Schtaat wia a Bienenkorb is, glaab i net, Herr Amtsrichter. Bei die Bienen wer'n dö, wo nix arbet'n, umbracht, bei ins aba hamm s' des schönste Leben. Do is grad umkehrt."

Das Gesicht des Vorsitzenden hatte sich bei diesen Worten verfinstert, jede Milde war aus demselben verschwunden.

Er sah, daß mit Vernunftgründen eine Besserung nicht zu erreichen war und beschloß wohl, die ganze Strenge des Gesetzes anzuwenden.

In der That wurde Pletschacher mit der höchsten Strafe bedacht. Ich fand es durchaus richtig. Der Mann hatte die Möglichkeit, von seinen Irrthümern geheilt zu werden, schnöde verscherzt. Da ist Milde von Uebel.

(Simplicissimus).

Soziales und Parteileben.

Streiks und Lohnbewegungen. Sämmtliche Gestellschlosser der Breslauer Waggonfabrik Gebr. Hoffmann u. Co. Akt.-Ges. legten wegen Lohndifferenzen am 2. Mai die Arbeit nieder. — Der Zimmererstreik in Halle a. S. ist für beendet erklärt worden. Von 35 Unternehmern haben 29 die Forderungen bewilligt; über die Firmen, die nicht bewilligt haben, ist die Sperre verhängt worden. — Wegen der Maifeier sind in der Berliner Spazierstockbranche 80 Arbeiter ausgesperrt worden. Die in dieser Angelegenheit stattgefundene Versammlung stellte als Gegenforderung folgende drei Punkte auf, die theilweise bereits bei früheren Kämpfen bewilligt, jedoch von den Fabrikanten immer wieder umgangen wurden: 1) Anerkennung des 1. Mai als Arbeiterfeiertag; 2) Bezahlung und Erhöhung des Stundenlohnes um 25 pCt. für nothwendige Ueberstunden; 3) Anerkennung des Minimallohnes von 21,60 Mk. Da es nun nicht ausgeschlossen ist, daß es in Folge der aufgestellten Forderungen zu einem Streik kommt, so ist der Zuzug nach Berlin fern zu halten. — In Darmstadt wurden in der Hofmöbelfabrik J. Glückert am 2. Mai acht Bildhauer entlassen, weil sie am 1. Mai Abends 4½ Uhr (statt wie gewöhnlich um 6¼ Uhr) aus der Fabrik gingen. Sämmtliche sind Vereinsmitglieder. — Zur Beilegung des Färberstreiks in Elberfeld waren vor einigen Tagen Verhandlungen vor der Barmer Handelskammer eingeleitet, die jedoch erfolglos verliefen. Die Unternehmer brachen die Verhandlungen ab und wiesen jede weitere Vermittelung zur Beilegung des Streiks zurück. Diese schroffe Ablehnung der Unternehmer deutet auf einen längeren Widerstand gegen die Arbeiterforderungen und bedarf es deshalb einer hülfreichen Unterstützung der Ausständigen. — In Basel befinden sich die Schuhmacher der Firma Hilberg im Ausstand. Da versucht wird, in Deutschland Streikbrecher anzuwerben, so werden die Schuhmacher gebeten, darauf acht zu geben, daß der Zuzug ferngehalten wird. — Mehrere Hundert Spinner sind in Gent ausständig, sie verlangen 20 pCt. mehr Lohn, die Unternehmer aber wollen nur 15 pCt. zugestehen. Eine Anzahl Arbeiter, die den 1. Mai feierten, wurde entlassen. — In London sind die Schuhmacher seit 14 Tagen wegen Lohndifferenzen im Ausstand.

Eine Frauenkonferenz soll diesmal dem sozialdemokratischen Parteitage, der in der zweiten Hälfte des September in Mainz zusammentreten soll, vorausgehen. Wie die „Gleichheit" ausführt, fehlt es an der nöthigen Fühlung und Einheitlichkeit unter den Frauen. Vor allem müsse das System der weiblichen Vertrauenspersonen besser ausgestaltet und die Agitation einheitlicher geregelt werden. Darüber möge man sich in Mainz verständigen und dann mit Anträgen an den Parteitag herantreten. Zu dem Zwecke werden die Genossinnen aufgefordert, sich allerorts gründlich mit der Sache zu befassen und der „Gleichheit" Thatsachenmaterial, Erfahrungen und etwaige Anregungen einzusenden.

Zwölfjährige Forstaufseher! Aus Konitz wird der „Volksztg." geschrieben: In Folge der Sachsengängerei, die doch bloß eine Folge der in Ostelbien üblichen niedrigen Löhne ist, ist es dem Forstfiskus nicht möglich, die erforderliche Zahl von Arbeitern zu den Waldarbeiten, speziell zu den Anpflanzungen auf den in den letzten Jahren angekauften Oedländereien zu gewinnen. Nun hat der Kultusminister gestattet, daß zu solchen Arbeitern Schulkinder von zwölf Jahren an herangezogen werden können. Die Kinder sind auf zwei Wochen vom Schulbesuch befreit. Der Forstfiskus hat dabei gleichzeitig den Vortheil billiger Arbeitskräfte. Und die Schule hat auf vierzehn Tage das Nachsehen.

Aus Nah und Fern.

Kleine Chronik. Die Ermordung eines deutschen Marinezahlmeisters wird aus Deutsch-Guinea gemeldet. Am 12. März d. J. wurde der Marinezahlmeister Below vom Vermessungsschiff „Möve" von einem irrsinnigen Neger ohne Grund erschossen. Below stammte aus Straßburg und stand im Alter von 30 Jahren. — In Falken-

Die Sünden der Väter.

Roman von Osterloh.

(29. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

XXIX.

Es war gerade an Frau Dorotheas Geburtstag, daß Konrad ihr diese Kunde brachte.

„Gestorben — von niemand beklagt, von keinem vermißt. — Wie traurig!" sagte sie. Es war das erste milde und theilnehmende Wort, das sie für Leo hatte. „Oh Gott!" fügte sie erbebend hinzu, „ich habe eine Ahnung, daß dieses nicht die einzige Todesnachricht ist, die ich heute erhalte."

Konrad verstand sie und wollte ihr derartige Grillen ausreden.

„Ich habe diese Nacht von ihm geträumt," sprach sie leise vor sich hin, „ich sah ihn vor mir als Knaben — ich sehe ihn niemals wieder!"

Konrad erwiderte nichts. Frau Andree war heute anders als sonst, weich und mild, der Gegenwart entrückt, in Erinnerungen lebend, als wäre die jüngste Zeit ganz aus ihrem Gedächtnisse weggelöscht. Eine ernste Feiertagsstimmung schien von ihr auszugehen und sich den Ihren mitzutheilen. Dabei war sie körperlich so matt und kraftlos, daß sie kaum ihren Lehnstuhl zu verlassen vermochte.

Martha und Else hätten vorgezogen, des Geburtstags gar nicht Erwähnung zu thun; aber Lottchen hatte es sich nicht nehmen lassen, der Mutter ein Veilchensträußchen zu bringen, und Bruder Konrad hatte aus Berlin geschrieben. So beschloß man in stiller Feier den Nachmittag zusammen zu verbringen. Und das that Dorothea wohl. Ganz gegen ihre Gewohnheit kam sie immer wieder darauf zurück, wie es früher in den Jahren ihres Glücks an ihrem Geburtstage gewesen war.

„Entsinnt Ihr Euch noch, wie schön es war? Wenn ich früh ins Wohnzimmer trat, standet Ihr schon alle da, festlich gekleidet, ein Blumensträußchen in der Hand. Ihr hattet Verschen gelernt und sagtet sie nun auf — Martha ausdrucksvoll und verständig, Leonhard sprudelte seines herunter, froh, wenn die Sache abgethan war. Mein Elschen blieb regelmäßig stecken. Der kleine Konrad gewissenhaft, Silbe für Silbe betonend. Lieb Lottchen schlang ihre dicken Aermchen um mich und stammelte: Ich gratuliere. Wie alle unsere Gäste Euch liebkosten, und wie sie meine reiche Bescheerung bewunderten, viel zu reich für mich. Papa verwöhnte mich so. Er war sehr, sehr gut."

Mit ihrer tiefen weichen Stimme sprach sie das alles langsam, als ob sie es aus einem Buche ablese. Ihre Zuhörer lauschten ergriffen den einfachen Worten, und wie ein Nebelbild tauchte in weiter Ferne ein Stück Vergangenheit vor ihnen auf.

Nur Martha hatte keinen Theil an der andächtigen Stimmung. Wie konnte man sich einer Vergangenheit freuen, deren Glück auf Lug und Trug aufgebaut war? Bei den letzten Worten der Mutter warf sie den Kopf zurück.

„Sage das nicht!" rief sie leidenschaftlich. „Für Dich war nichts reich, nichts schon genug, Du Edle, Du Engelsgute! Aber der Vater war nicht gut. Wie hätte er sonst so unsäglichen Jammer über uns bringen können. Jede Liebkosung, jeden Kuß möchte ich ungeschehen machen —"

Sie hielt plötzlich inne, selbst erschreckt von dem Uebermaß ihrer Heftigkeit. Die Mutter blickte sie mit matten traurigen Augen stumm an; Else warf einen ängstlichen Blick auf ihren Mann, und Konrad sagte ernst:

„Ich habe bisher zu den Anklagen, die sich im Munde einer Tochter besonders häßlich ausnehmen, geschwiegen. Heute muß ich doch einmal etwas darauf erwidern, nicht um Deinen Vater zu vertheidigen oder auch nur zu entschuldigen, sondern nur um seine Schuld auf das rechte Maß zu beschränken. Dein Vater, Martha, war ein sehr gutherziger, sehr liebenswürdiger Mann; ein Mann, der gewohnt war, daß alles ihm glücke, daß alles seinen Wünschen entgegenkomme. Er war geschaffen, im Sonnenschein zu leben. Und als die Sorgen kamen, zeigte er sich ihnen nicht gewachsen. Er schüttelte sie ab, ohne ihrer weiter zu achten. Und wie sie sich anhäuften, wie er ihrer nicht mehr Herr wurde, verlor er den Kopf — und handelte, unbesonnen, leichtfertig, schlecht — aber nicht mit Vorbedacht; aus Leichtsinn und ohne die Folgen nur im geringsten zu ermessen."

Frau Dorothea nickte ein paar Mal stumm mit dem Kopfe, und —

„Mama!" rief Else plötzlich, „was ist Dir?"

Es war mit Frau Andree eine seltsame Veränderung vorgegangen, während sie still vor sich hinschauend in ihrem Lehnstuhl saß. Ein plötzlicher Verfall, als sei sie binnen weniger Minuten um Jahre älter geworden: die Gestalt erschien zusammengeschrumpft, das Gesicht kleiner.

„Es ist nichts", wehrte sie ab. „Ich fühle mich nicht wohl. Aber es geht vorüber —"

Else holte ein Glas Wasser. Die Mutter streichelte ihr sanft die Wange. „Es ist schon wieder gut —"

In diesem Augenblick brachte das Dienstmädchen einen Brief, der soeben abgegeben worden war; Dorothea griff hastig danach. Ein kleines Couvert, eine unbekannte Handschrift — eine ausländische Briefmarke. —

„Leonhard! — Er ist todt!" schrie sie. Es wurde ihr plötzlich schwarz vor den Augen.

Else öffnete den Umschlag.

„Nein! sagt es mir nicht — aus Barmherzigkeit!" stöhnte Dorothea mühsam. —

„Mama, er ist wohl, er lebt!" jubelte Else.

Dorothea schüttelte ungläubig den Kopf. „Das war nicht seine Handschrift —"

Else trat ans Fenster, weil sie die feinen Schriftzüge in dem herrschenden Dunkel nicht zu erkennen vermochte.

»Madame Andrée«, entzifferte sie. „Ihr Sohn L. A.

thal (Kreis Templin) nahm sich am Mitewoch ein Junge von 12 Jahren durch Erhängen in einer Scheune das Leben. Der Grund dazu ist kaum glaublich; das Kind hatte eine Fensterscheibe zertrümmert und fürchtete die Strafe. — Unter furchtbarem Getöse gingen Sonnabend Morgens 1/43 Uhr die elektrischen Kraft- und Lichtmaschinen der Rofitzer Zuckerfabrik in die Luft. Maschinentheile, Stücke der Schwungräder, Drahtseile wurden mit fortgeschleudert. Die riesige Fabrik gleicht theilweise einem Trümmerhaufen, da überdies noch ein Giebel und die Maschinenhalle eingestürzt sind. Menschenleben sind nicht zu beklagen, doch wird der Betrieb einige Zeit nicht weitergeführt werden können. — Durch die einstürzende Mauer eines Neubaues wurden in Wölferdingen bei Saargemünd vier Kinder verschüttet. Zwei sind todt, die übrigen schwer verletzt. — Der Landwirth Binggeli auf Ebenmatte bei Wahlern (Kanton Bern) tödtete Sonnabend Vormittag im Wahnsinn seine Ehefrau, seine Mutter, Schwägerin, und seinen vierjährigen Sohn. Binggeli ist geflohen. — Wie aus Zürich berichtet wird, ereignete sich bei den Arbeiten im Albula-Tunnel neuerdings ein Unglück. Durch eine vorzeitige Explosion wurden zwei Arbeiter getödtet. — Einer von der Universität Atalanta herausgegebenen Studie über die Stellung der Neger im amerikanischen Geistesleben entnehmen wir die bemerkenswerthe Thatsache, daß nicht weniger als 3 Tageszeitungen, 136 Wochenschriften und 11 Schulzeitungen ausschließlich von Negern geleitet werden. Gewiß ein Beweis von überraschender Entwickelungsfähigkeit, wenn man bedenkt, daß bis vor wenigen Jahrzehnten die Schwarzen Amerikas noch fast durchgängig in untergeordneten mechanischen Beschäftigungen thätig waren.

Kroaten, vorerst 120 auf einmal, sind jetzt in Schlesien importirt worden und sollen weiter importirt werden. Nach neueren Nachrichten sollen in jüngster Zeit etwa 1500 Arneiter aus Kroatien nach Schlesien zu landwirthschaftlicher Arbeit gebracht worden sein. Die Slavisirung Schlesiens macht unter diesen Umständen rasche Fortschritte.

Der Hungertyphus greift gegenwärtig mit erneuter Heftigkeit in Oberschlesien um sich. In Schwientochlowitz, wo seit längerer Zeit der Typhus nicht ausgestorben ist, beträgt augenblicklich die Zahl der Typhuskranken 40. Die Wohnungsverhältnisse von Schwientochlowitz sind höchstwahrscheinlich zu einem guten Theile schuld an dieser Misere. Schwientochlowitz hat im Volksmunde oft einen ganz anderen (ähnlich klingenden) Namen, der das äußere Aussehen dieses Ortes auch recht gut kennzeichnet. Die Bewohner von Schwientochlowitz arbeiten meist in den Werken des Grafen Guido Henckel von Donnersmark.

Der Fall Koschemann. Wir haben kürzlich mitgetheilt, daß der Mechaniker Paul Koschemann, der im April 1897 vom Schwurgericht in Berlin zu zehn Jahren ein Monat Zuchthaus verurtheilt worden war, neue Versuche macht, um seine Unschuld zu beweisen und die Freiheit zu erringen. Koschemann, welcher sich dem Anarchismus zugewendet hatte, wurde bekanntlich verdächtigt, an den Polizei-Oberst von Berlin, Krause, eine Kiste mit Spreng-Apparaten gesendet zu haben, mit der Absicht, den Polizei-Chef auf diese Art ums Leben zu bringen. Koschemann, ein intelligenter und gebildeter Arbeiter, betheuerte lebhaft seine Unschuld; das Belastungsmaterial gegen ihn war ein recht geringes, und als im April 1897 die Verhandlungen vor dem Schwurgericht begannen, glaubte Niemand an eine Verurtheilung des Mechanikers. Doch das Unerwartete geschah, die Geschworenen sprachen den Angeklagten schuldig, und Koschemann wanderte nach Sonnenburg. Zu seiner Verurtheilung hatten hauptsächlich die belastenden Aussagen des Zeugen Brede geführt. Der spätere Versuch, diesen Belastungszeugen des Meineides zu überführen, mißlang. Nunmehr werden verschiedene Briefe und Mittheilungen veröffentlicht, die Koschemann an Verwandte, sowie an seinen Vertheidiger gerichtet hat.

Am 12. September 1897, also wenige Wochen nach der Ueberführung in das Zuchthaus zu Sonnenburg, schreibt Koschemann an seine Eltern:

„— — — — — Ich kann es nicht begreifen, wie man in Deutschland, dem Land der Gottesfurcht und frommen Sitte, wie Heinrich Heine sagt, etwas Derartiges begehen konnte, daß man einen unschuldigen Menschen ohne Beweise dem Zuchthaus überliefert; ich bin der Meinung, wenn es einen Gott im Himmel giebt, der die Gerechtigkeit sein will, so hätte er dieses nicht zulassen dürfen." Und weiter: „— — Das einzige Verbrechen, das ich begangen habe, ist, daß ich von dem von Euch in Liebe gelehrten Weg abgewichen und ein Freigeist geworden bin. Oft erscheint es mir, als ob wir einige hundert Meilen weiter östlich gerückt wären. Ich glaube, die Inquisition und Hexenprozesse des Mittelalters können verhältnißmäßig nicht viel anders gewesen sein. Meine Geliebten! Die Hoffnung ist mein Anker; das gute Gewissen und die Zuversicht auf baldige Erlösung hält mich aufrecht. Wenn ich das nicht hätte, so müßte ich verzweifeln. Ich bin der Meinung, daß sich die Sache bald aufklären wird, da sich neue Spuren gefunden haben."

Das letzte Schreiben Koschemanns ist vom 15. April 1900 datirt und an seine Vertheidiger gerichtet. Aus dem umfangreichen Schreiben geht deutlich hervor, daß Koschemann wieder frischen Lebensmuth faßt und eine Wiederaufnahme des Verfahrens für unmittelbar bevorstehend hält.

Am Schlusse erhält das Schriftstück eine Mittheilung, die geradezu sensationell ist, und in der nächsten Zeit wohl noch öfters besprochen werden wird. Koschemann schreibt:

„Anfang Januar dieses Jahres (1900) erschien ein Herr, den ich vorher hier noch nicht gesehen hatte, in meiner Zelle. Er stellte derartige Fragen an mich, daß ich mich veranlaßt sah, zu erklären, daß seine Fragen Polizei-Fragen sind, und ich derartige Fragen nicht beantworte. Nachträglich erfuhr ich, daß dieser Herr, den ich wegen seiner inquisitorischen Fragestellung für einen Polizei-Agenten hielt, ein angehender Strafanstalts-Beamter ist, der sich drei Monate lang zur Ausbildung als Oberbeamter hier befindet. Längere Zeit nachher erhielt ich durch Zufall Kenntniß, daß dieser Herr von Beruf ein Feuerwerker sei und zugleich ein sehr intimer Freund von Krause, dem Sohn des Polizei-Oberst Krause aus erster Ehe ist. Wie Ihnen aus den Akten wohl bekannt ist, stand dieser Herr Krause junior ebenfalls im Verdacht der That; auch er ist Feuerwerker. Man nimmt an, daß ein Feuerwerker die Sprengkiste konstruirt habe. Krause hat noch in Fürstenwalde, von wo die Sprengkiste abgeschickt ist, ein Liebesverhältniß mit der Tochter eines Droschkenkutschers. Die Mutter des Krause ist die geschiedenen Frau des Polizei-Oberst Krause erster Ehe, die wegen Ehebruchs geschieden ist."

Der Schluß des Schreibens an die Vertheidiger lautet: „Versuchen Sie zu meiner Befreiung alles, was in Ihren Kräften steht, denn es handelt sich um Leben und Freiheit eines unschuldig Verurtheilten."

Eine blutige Schlacht haben jüngst zwei feindliche Zigeunerstämme einander auf der Landstraße Spandau-Nauen, etwa eine Viertelmeile vom Döberitzer Lager, geliefert. Die beiden Trupps, von denen der eine, in Adlershof ansässige, den Spandauer Pferdemarkt besucht hatte, stießen unweit vom Sperlingskrug, einem uralten Gasthof an der Heerstraße Berlin-Hamburg, in der Gegend von Rohrbeck zusammen: sie waren an Mannschaft etwa gleich stark; zu jedem Trupp gehörten etwa 25 Personen. Nach kurzem Wortstreit — es war Abends — begann der Kampf, an dem sich auch die Weiber und Kinder betheiligten. Es war eine förmliche Schlacht, die über eine Stunde tobte; mehrere Personen lagen bald blutend am Boden; ein Zigeunerweib ist buchstäblich skalpirt worden. Von den herbeigeeilten Bewohnern der Nachbardörfer wagte Niemand einzuschreiten, die Wuth der Pußtasöhne war unbeschreiblich, und immer von Neuem begann der Kampf, sobald sich die Betheiligten von der Ermattung erholt hatten. Schließlich sandte der Wirth vom Sperlingskrug einen Eilboten nach dem Döberitzer Lager, und bald erschien eine 25 Mann starke Abtheilung des Arbeitskommandos. Als die Soldaten sich näherten und — wohl nur zum Schein — mit voller Bewaffnung gegen die Zigeuner vorrückten, ließen diese vom Kampfe ab; blitzschnell bestiegen sie ihre Wagen, in welche sie die Verwundeten getragen hatten, und fuhren schleunigst in der Richtung nach Nauen davon. Eine halbe Meile weiter machten sie indeß Halt und schlugen, in respektvoller Entfernung von einander, ihr Lager auf, und bald loderte helles Lagerfeuer zum Nachthimmel empor. Zu Feindseligkeiten ist es an dieser Stelle nicht mehr gekommen.

Die letzten Eindrücke einer Selbstmörderin. Es ist Brauch geworden, wenn man sich das Leben nimmt, Briefe zu hinterlassen, in welchen man seine That zu erklären oder zu entschuldigen sucht. Unter diesen Briefen sind die einen tiefstraurig, die anderen von einer teuflischen Lustigkeit. Nur wenige aber dürften von so einem furchtbaren, erschütternden Realismus sein, wie der Brief, der kürzlich vor einer „Coroners Jury" zur Verlesung gelangte. Man glaubt, ein düsteres Kapitel aus einer Novelle von Edgar Poe zu lesen. Geschrieben wurde der Brief von der Krankenwärterin Theresa O'Connor, die sich mit Laudanum das Leben zu nehmen versuchte und ihre Agonie, Stunde für Stunde, folgendermaßen geschildert hat: „Ich beschloß ein Ende zu machen und mich mit Laudanum zu vergiften. Seit sehr langer Zeit habe ich Schmerzen in den Beinen; ich denke doch, daß Laudanum das beste Mittel sein wird, um sie zu beseitigen. Ich bedauere, daß ich in dem Hause, in welchem ich wohne, Aergerniß erregen muß, aber da ich doch irgendwo sterben muß, sehe ich mich dazu gezwungen. Ich wünsche übrigens nicht, daß mein Tod öffentlich bekannt gegeben wird. Meine Leiche schenke ich der Anatomie, sie soll damit machen, was sie will. . . . . 11 Uhr Nachts: Es ist geschehen. Ich habe 150 Gramm Laudanum verschluckt. Es war etwas unangenehm, so viel zu verschlingen, aber mit einigem guten Willen gelang es. Ich fühle mich jetzt sehr träge und zum Schlaf geneigt. Bis jetzt habe ich nicht geglaubt, daß es noch ein anderes Leben giebt. Möglich, daß ich in letzter Stunde meine Ansicht ändere. In diesem Fall schreibe ich auf Papier: „Ja!" Wenn ich dagegen auch zuletzt noch glaube, daß es kein zweites Leben giebt, schreibe ich: „Nein!" . . . . Mitternacht: Mein Gesicht beginnt sich aufzublähen. Ich habe Ohrensausen. Meine Augensterne ziehen sich zusammen. Der Tod kommt sehr langsam. Ich will noch eine Dosis nehmen. . . . . 1 Uhr: Ich sehe doppelt und höre nicht auf, auszuwerfen und zu brechen. Wie langsam kommt der Tod! Noch eine Dosis. . . . . 2 Uhr: Ich kann nicht mehr viel schreiben. Mein Herz schlägt, als wollte es zerspringen. Ich muß mich chloroformiren: ich will 50 Gramm Chloroform verschlucken. Ich höre keine Musik und sehe keine Engel, ich glaube also nicht, daß es ein anderes Leben giebt. . . . . 6 Uhr Morgens: Ich lebe noch immer. Ich leide furchtbar und will mir die Pulsader durchschneiden, um das Ende zu beschleunigen. Es ist schrecklich . . .!" Hier hören die Aufzeichnungen auf. Einige Stunden später wurde Theresa O'Connors' Leiche in einer Blutlache auf der Erde gefunden. Die Unglückliche hatte sich mit einem Messer schwer verwundet. Das Verdikt des Todtenbeschauers lautete: „Selbstmord im Wahnsinn!"

Lebt Andree? Drei Jahre sind nun fast verflossen, seitdem Sophus Andree und seine kühnen Gefährten von Spitzbergen aus in ihrem Ballon nordwärts den eisigen Regionen entgegensegelten, und seit der Zeit haben wir über ihn nichts gehört als unbestimmte und trübe Gerüchte. Die meisten seiner Freunde, darunter auch Nansen und Mohn, haben die Hoffnung aufgegeben, aber sein Bruder, Ernst Andree, ist überzeugt, daß er seinen Bruder eines Tages wiedersehen wird. Er schreibt an das „Newyork Journal": „Es ist aller Grund vorhanden, anzunehmen, daß mein Bruder lebt, und ich und seine Familie hoffen und erwarten noch vor dem Ende dieses Sommers zu hören, daß er in Nordamerika eingetroffen ist. Was über einen dem Ballon zugestoßenen Unfall erzählt wird, ist Unsinn; die Fahrt war, soweit der Ballon in Betracht kommt, so sicher wie in einem Eisenbahnwagen, und die einzige Gefahr lag nur in dem Weg zu Fuß über das Eis. Wenn der Ballon in Zickzackströmungen gekommen wäre, und die Drei gezwungen hätte, zu landen, würden zwei oder drei Jahre nothwendig sein, bis sie einen Punkt erreichten, von dem aus sie mit der zivilisirten Welt in Verkehr treten könnten. Da sie Lebensmittel für neun Monate hatten, konnten sie, wo auch immer sie landeten, ohne Nahrungssorgen den 80. Breitengrad erreichen. Am 80. Breitengrade aber ist Ueberfluß von Wild vorhanden, und die Gesellschaft hatte Waffen und Munition genug, um es zu tödten. Wir haben den positiven Beweis, daß der Ballon innerhalb 30 Stunden nach seiner Abfahrt in Zickzack-Winde gerieth, und das wird sie, entsprechend den früheren Plänen, gezwungen haben, zu landen." Der Bruder Andree's nimmt an, daß sie in der Nähe des Poles landeten und dort überwinterten, dann südwärts marschirten und wiederum überwinterten und 1899 ein Winterlager südlich der Banks-Meerenge bezogen. Nach dieser Theorie mußte Andree sich jetzt dem Prinz-Albert-Land in Britisch-Nordamerika nähern. Wenn er sich bis zum Ende des Sommers indessen nicht zeigt, will auch sein Bruder die Hoffnung aufgeben.

---

beauftragt mich, Ihnen mitzutheilen, daß er gesund sei, und daß es ihm wohl gehe —

„Nicht wahr!" stieß Dorothea hervor. „Ist es wahr?" wiederholte sie flüsternd. Sie hatte sich aus ihrem Sessel erhoben. Mit wankenden Schritten eilte sie auf Else zu. Plötzlich tastete sie mit der Hand in der Luft herum. Ehe jemand ihr zu Hülfe herbeizuspringen vermochte, war sie in schwerem Falle zu Boden gesunken.

„Er lebt!" klang es gurgelnd aus ihrem Munde.
Das waren ihre letzten Worte.

XXX.

Olaf Nansen war nach der Türkei zurückgekehrt. Er hatte der Eröffnung der großen Eisenbahnlinie Konstantinopel—Wien—Paris und den glänzenden Festen, welche sie mit sich brachte, beigewohnt. Er war in die Dienste der anatolischen Bahnbaugesellschaft getreten, die es sich zur Aufgabe macht, Klein-Asien der Kultur zu erschließen oder vielmehr wieder zu gewinnen. Ist es doch historischer Boden, den die Bahn berührt. Der Boden, auf dem sich die ersten Ereignisse unserer christlichen Geschichte in friedlichen und blutigen Bildern abspielen. Hier sind die Stätten, wo die Apostel predigten; hier in Bithynien fanden die grausamen Christenverfolgungen des Kaisers Diokletian statt, und in Isnik, dem alten Nicäa, wurden auf den beiden Konzilen im 4. Jahrhundert die Glaubenssatzungen festgestellt. Jetzt herrscht der Islam; Türken bewohnen die fruchtbaren Landstriche. Der Handel liegt in den Händen von Griechen und Armeniern; und Tscherkessen, vor nicht allzulanger Zeit hier eingedrungen, schrecken die friedlichen Ansiedler. Ein buntes Völkergemisch, aus aller Herren Länder zusammengeströmt, aber hat sich dem Bahnstrange entlang festgesetzt. Arbeiter, Ingenieure, Leute, die von diesen zu verdienen hoffen, wie Händler mit allen möglichen Bedarfsartikeln; Bauern, die weitsichtig genug sind, sich beizeiten in der Nähe der großen Verkehrsader anzusiedeln. Olaf war anfangs im Saccariathale beschäftigt gewesen, dann nach Fertigstellung der ihm zugetheilten Strecke als Sektions-Ingenieur ostwärts in die Niederungen des Pursak geschickt worden. Ein schlechter Tausch. Leicht hatten sich am Saccaria die Dämme aufwerfen und die Brücken spannen lassen; am Pursak erschwerte der feuchte, wasserdurchzogene Boden die Arbeiten ungemein, und die ungesunde Sumpfluft forderte große Opfer an Menschenleben.

Eben war wieder ein Angestellter der tückischen Krankheit erlegen; eine sehr tüchtige Kraft, eine Mittelsperson zwischen Ingenieur und Arbeiter. Olaf selbst fühlte sich schon seit längerer Zeit unwohl. Er achtete nicht darauf. Er war noch niemals krank gewesen; er wollte, er durfte jetzt nicht krank werden. Zunächst nahm er seine Zuflucht zu den Liqueuren und Spirituosen, die man dort in reicher Anzahl des Klimas wegen mit sich führt, dann wandte er die Mittel an, die er seinen Leuten zu verordnen pflegte. Aber das Fieber packte ihn doch. Glücklicherweise ging der Anfall vorüber, das Chinin that seine Schuldigkeit. Indes Mattigkeit und Schwäche, Appetitlosigkeit und Kopfschmerz wollten nicht weichen. Vergeblich nahm er alle Energie zusammen. Er wußte, sein Aufenthalt in dieser schlimmen Gegend neigte sich dem Ende zu; was er zu thun hatte, war bald vollendet, und dann würde er aus den feuchten Niederungen abermals ostwärts in gesündere Landstriche geschickt werden. Nur noch eine kurze Frist in voller Kraft, in alter Frische!

Umsonst! Von Tag zu Tag wurde er elender. Die jungen Ingenieure, die ihm beigegeben waren, drangen darauf, daß er ärztliche Hülfe aufsuche und, sei es auch nur auf Tage, die Gegend verlasse. Er müsse doch einsehen, daß das, was er jetzt treibe, einem Selbstmorde gleiche. Olaf sah das endlich ein, er mochte wollen oder nicht; die zunehmende Mattigkeit machte ihm jede ernstliche Thätigkeit unmöglich. So entschloß er sich denn, nach Eskischehr, der nächsten großen Stadt, in der auch sein Vorgesetzter wohnte, zu fahren, um einen Arzt zu Rate zu ziehen. Zugleich wollte er sich bemühen, dort einen Ersatz für den verstorbenen Angestellten zu finden.

In der Umgegend wurde ein Wagen aufgetrieben, und nach langer beschwerlicher Reise gelangte Olaf glücklich nach Eskischehr. Er hatte die ganze Fahrt im Halbschlaf zurückgelegt, mit gedankenlos geschlossenen Augen.

Der Arzt, bei dem er vorsprach, war nicht zu Hause. Olaf hinterließ, daß er ihn im Hotel aufsuchen möge. Dann fuhr er zu seinem Vorgesetzten, um sich zu melden und Bericht zu erstatten.

„Wie sehen Sie aus!" rief dieser ihm schon von weitem entgegen, erschrocken über Olafs Erscheinung. „Sie gehören ins Bett, mein Lieber, und das so schnell wie möglich."

Olaf erklärte in kurzen Worten, daß sein schlechtes Befinden allerdings die Hauptursache seines Herkommens sei, und daß er den Arzt bereits ins Hotel bestellt habe.

„Ins Hotel?" meinte bedenklich der Oberingenieur. „Am liebsten behielte ich Sie gleich bei mir."

„Nein, nein!" wehrte Olaf ab. „Ich will Ihnen nicht das Fieber ins Haus bringen. Ich möchte gerne noch etwas mit Ihnen besprechen, das mir sehr am Herzen liegt; die andere Ursache meiner Reise. Karadin ist gestorben. Wüßten Sie mir nicht einen Ersatz für ihn? Bei uns ist Niemand, der die nöthigen Kenntnisse besäße und zugleich vertrauenswürdig ist. Es geht viel durch seine Hände; Sie kennen ja die Stellung. Der Mann muß praktisch und energisch sein und vor allem umfassende Sprachkenntnisse haben."

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Otto Friedrich. — Verleger: Theod. Schwartz. — Druck von Friedr. Meyer & Co. — Sämmtliche in Lübeck.